

7. Junge Erwachsene bis mittleres Alter

»Rollercoaster von Gefühlen« (Karina)

Das siebte Kapitel präsentiert Situationen und Interaktionen aus dem Arbeitsleben, in Freund*innenschaften und nochmals in alltäglichen Begegnungen »auf der Straße«, in denen MRP im Erwachsenenalter für meine Gesprächspartnerinnen bedeutsam wurden. Der Fokus liegt hierbei wieder auf den darin enthaltenen *multi-rassifizierten Affekten*, das Ringen mit ihnen und verstärkt darauf in welche Richtungen dies die Frauen in ihren Leben lenkten. Es wird deutlich, dass die Frauen als Erwachsene teils über mehr Deutungsmacht und Kontrolle verfügten sich die Lebensbereiche zu suchen, in denen sie sich wohlfühlten, als dies zu Kindheit und Jugend der Fall war. Andererseits konnte sich das Ringen mit *multi-rassifizierten Affekten* im Erwachsenenalter zunehmend verhärteten, z.B. in Relation zu engen Freund*innen. So benannte ich dieses Kapitel nach einem Ausdruck von Karina, die bei einer Multi-Rassifizierungserfahrung in der Öffentlichkeit von einem »Rollercoaster von Gefühlen« sprach (s. 7.3.). Ihr Ausdruck kann für das gesamte Kapitel stehen, da sich nicht nur das Ringen mit den Affekten wie eine Achterbahn einer Vielzahl an verschiedenen Gefühlen darstellte, sondern auch ersichtlich wurde, dass MRP für die Frauen nicht ausschließlich negative Affekte enthielten. Je nach Kontext lösten MRP Freude und Verbundenheit aus, die die Frauen z.B. mit ihnen ähnlich rassifizierten Personen verspürten.

7.1 Bei der Ausbildung & Arbeit

»Ich hab mir schon diese Räume gesucht,
wo ich nicht blöd angeguckt werde« (Jana)

Am Ausbildungsplatz, im Studium, bei Nebenjobs und in den Berufen meiner Gesprächspartnerinnen, wirkten regelmäßig MRP auf sie ein. Gabriela erwähnte, dass die Blicke und Fragen nach ihrer Herkunft im Erwachsenenalter »*eigentlich*« abgenommen hätten, was sie hiernach damit ergänzte, dass diese aber in ihrer Rolle als Lehrerin nicht vermeidbar wären:

»Als erwachsener Mensch bin ich eigentlich nicht gefragt worden-, also, Blicke kommen zwar, das ist klar, ich bin ja Lehrerin [...] da kamen schon manchmal die kleineren Kinder, die dann meist-, bist du aus China oder so, die haben gefragt-, aber so wie Kinder fragen, ne?« (Gabriela, Nov. 2020).

Das wesentliche Merkmal von MRP, nämlich dass sich v.a. mono-rassifizierte Menschen dazu berechtigt fühlen, multi-rassifizierte Körper einzusortieren, setzte sich somit auch im Erwachsenenalter im Arbeitskontext fort. Drastisch erfuhr dies auch Ella, die von einer Konferenz erzählte, die sie als studentische Hilfskraft unterstützt hatte. Dort wurde sie von zwei Konferenzgästen zeitgleich betrachtet und unterschiedlich rassifiziert. Sie befanden jeweils, dass sie Ella entweder als weiß deutsch oder ostasiatisch wahrnahmen. Hinter dieser unverhohlenen wie selbstverständlich ausgeführten rassifizierten Kategorisierung, vermutete Ella ein »*Gefühl von entitlement*«, eine Art Anspruchsberechtigung:

»Gerade vielleicht bei Menschen, die sich schon mal mit dem Thema auseinandergesetzt haben, auf so 'ne komische Art und Weise (Pause) oder Leute die irgendwie in 'ner Macht-Position sind durch ihre Berufe oder was weiß ich-, also irgendwas muss denen ja das Gefühl geben, ihre Meinung ist jetzt wichtig und das müssen sie kundtun und sie tun dir damit vielleicht sogar noch 'en Gefallen, weil sie einem was rückmelden oder so [...] ich glaub es hat was mit Empathie zu tun, mit Rücksicht und Höflichkeit [...] das Privileg nicht-sensibel-sein-zu-müssen (lacht) weil man vielleicht selber so unangreifbar ist in der eigenen Weltsicherheit oder Wahrnehmung« (Ella, Feb. 2021).

Im Falle von MRP liegt die »*Weltsicherheit*«, das »*Privileg nicht-sensibel-sein-zu-müssen*« und die Macht rassifizierte Kategorisierungen vorzunehmen, primär bei mono-rassifizierten Menschen. Ella fügte die wichtige Machtkonstellation hinzu, dass es sich bei beiden Gästen um ältere Männer handelte, die ihr als jungen Frau gegenüber »*meinten das kundtun zu müssen*«. So war es für die meisten Frauen der Fall, dass MRP im Erwachsenenalter vermehrt von Männern ausgingen. Ella erinnerte sich, dass sie diese Situation augenblicklich verlassen wollte. Ihr Unwohlsein konnte sie bis heute nachfühlen und schüttelte sich bei ihrer Aussage mehrfach mit geekeltem Ausdruck. Ellas Überlegungen von wem die MRP ausgingen, waren noch in anderer Hinsicht aussagekräftig, da sie auf Menschen verwies, »*die sich schon mal mit dem Thema auseinandergesetzt*« hatten. Dies erfuhren z.B. Frauen, die im Anti-Rassismus-Feld als politische Bildnerinnen oder Empowerment- und Diversity-Trainerinnen tätig waren oder ein Studium belegten, in dem sie sich mit postkolonialen Theorien auseinandersetzten. Viele Gesprächspartnerinnen trafen bewusst die Entscheidung für diese Ausbildungen, da hierdurch – v.a. auf epistemischer Ebene – eine Kontextualisierung ermöglicht wurde, und zwar »*für das, was einem so im Alltag begegnet*«, wie Ella sagte. In diesen Kontexten erlebten viele Frauen jedoch wieder MRP und die Infragestellung ihrer Rassismuserfahrungen. In diesem Rahmen Ausschlüsse zu erfahren, stellte sich als neue verletzende Dimension in MRP für die Betroffenen dar, die wiederum Selbstzweifel zur Folge hatten. Diese Räume als multi-rassifizierte Person zu betreten ging daher fortschreitend mit Gedanken einher wie: »*Darfich hier sein?*«, »*Darfich über meine Erfahrungen sprechen?*« oder »*Ich gehöre hier eigentlich nicht hin*«. Hyun-a reflektierte in diesem Zusammenhang über ihre Arbeitskontexte, für die sie je

nach Kontext und Anwesenheit weiterer negativ rassifizierter Personen ein vorsichtiges »Kalibrieren« vornahm, was sie damit begründete, dort »eben nicht so eindeutig« zu sein. Sie sagte, dass sie von sich aus eine »Hierarchisierung von Rassismus- und Diskriminierungserfahrung« durchführte und sich selbst darin »ganz, ganz unten« einstuft:

»Dass ich mich da auf jeden Fall klein oder leise mache [...] innerlich so'n Absprechen mache meiner Art von Diskriminierungserfahrung, in Bezug auch natürlich darauf, weil ich halb-weiß bin, und weil ich auch weiß sozialisiert bin eigentlich, ne? [...] Und dieser internalisierte Rassismus, dass Rassismus gegen asiatische Menschen nicht so schlimm ist wie (Pause) Rassismus anderen Communities oder Gruppen gegenüber [...] Da spielt bei mir viel Verunsicherung rein [...] also-, ich hätte jetzt gerne ein Buch, was das alles kontextualisiert und erklärt und mir dann auch noch sagt, wie das jetzt eigentlich rein psychologisch (lacht) auch ist (lacht)« (Hyun-a, Mai 2021).

Trotzdem Hyun-a ihre »Verunsicherung« kritisch reflektierte, verblieb in ihr das Gefühl, sich in besagten Räumen »klein oder leise« zu machen, weil sie in ihrer Rassifizierung »eben nicht so eindeutig« war bzw. dazu gemacht wurde. Hyun-as Gefühle in diesen Kontexten verwiesen auf das Wirken der »Teile-und-Herrsche«-Logik, die ein wichtiges Instrument für den Erhalt weißer Vorherrschaft ist (s. 1.1.). Die eigene Re-Produktion als »nicht so eindeutig« ging bei vielen Frauen zwar mit einer Reflexion über ihre Privilegien einher, die sie mit ihrem Aufwachsen in Deutschland verbanden oder damit einen weißen Elternteil zu haben bzw. mit diesem aufgewachsen zu sein. Die gesellschaftlich bedeutsame rassismuskritische Beschäftigung mit der eigenen gesellschaftlichen Position war darüber hinaus jedoch anfällig für ein weiteres (Selbst-)Gaslighting, wenn dies dazu führte die eigenen Rassismuserfahrungen und Verletzungen nicht anzuerkennen. Denn sich »leise« zu stellen, trug sowohl dazu bei die eigenen Gefühle zu unterdrücken als auch das Zusammenwirken verschiedener rassifizierender Techniken innerhalb *racializing assemblages* nicht fassen zu können, die gerade in ihrer Verstrickung zum weißen Vorherrschaftserhalt beitragen.

Das Schamgefühl, das hinter dem »klein oder leise« machen steht, wurde demnach im Erwachsenenalter durch mono-rassifizierte Menschen im Arbeitskontext untermauert. Dies erfuhr auch Paula, wenn auch in anderer Hinsicht. Sie erzählte von ihrer Arbeitsstelle:

»Ich habe eine koreanisch-koreanische Kollegin [...] erst haben wir uns gefreut, weil wir Gemeinsames teilen können-, aber einige Codes kenne ich nicht [...] dann empfinde ich Scham [...] mittlerweile ist es besser geworden, meine Kollegin macht auch nicht mehr diese Hinweise und ist nicht überrascht, wenn ich was nicht kenne« (Paula, Feb. 2021).

Die initiale Freude Paulas mit ihrer Kollegin »Gemeinsames teilen« zu können, verschwand hinter dem Druck alle kulturellen Codes kennen zu müssen. Die anfängliche Überraschung der Kollegin, verstärkte die Scham bei Paula über ihre koreanische Zugehörigkeit, die damit »unauthentisch« wirkte, und zwar in Relation zur mono-rassifizierten Kollegin. So konnten MRP und die Erwartungen an multi-rassifizierte Menschen den

Arbeitsalltag unvermittelt beeinflussen. Hier erinnerte sich auch Gina an folgende Situation:

»Ich hab 'ne Weile in 'nem Hotel gearbeitet und da saß mal 'n koreanischer Gast (Pause) der mich angesprochen hat, ob ich Koreanisch könne und das dann total schade fand, dass ich's nicht kann und mich hat das eigentlich ziemlich direkt wütend gemacht oder aufgeregt innerlich (Pause) warum muss man mir so'n Defizit andichten?! (Pause) Dass ich dann auch so war, nö, warum? Also-, ob ich das in der Situation zu dem Mann-, ich wollte ja auch nicht unhöflich rüberkommen (Pause) ob ich das dann direkt gesagt hab-, aber ab dann arbeitete das schon in mir, dass ich halt dachte, wie kann ich das kurz und knapp formulieren, dass alleine diese Unterstellung, es wär so schade, dass ich's nicht kann, irgendwie (Pause) gekappt werden kann, also, dass ich klar machen kann (Pause) dass man da kein Mitleid mit mir haben muss!« (Gina, Mär. 2021).

Während das geschilderte Erlebnis für den Gast eine einfache Frage mit einer Antwort darstellte, die es für ihn zu bedauern galt, wurde in Gina Wut ausgelöst. Auf diese vermeintlich simple Frage war keine simple Antwort möglich (s. 5.3.); ganz abgesehen davon, dass diese Frage – durch eine *Raciolinguistics*-Perspektive betrachtet – keineswegs harmloser Natur ist. Aus mono-rassifizierter und damit »authentischer« Position dient sie dazu, die so Befragten auf ihre sprachlich-rassifizierte »Authentizität« zu prüfen. Darüber wurde Gina wieder als »defizitär« hervorgebracht, was es für den Gast zu bedauern galt. Ginas Wut wirkte an dieser Stelle produktiv, da sie kritisch hinterfragte, warum ihr plötzlich ein Defizit zugesprochen wurde. Heute, einige Jahre später, dachte sie allerdings über ihre Wut so nach:

»Klar weiß ich heute (lacht) man muss nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen, soziale Situationen bestehen oft daraus, dass man Sachen sagt, weil man sie einfach so sagt, deswegen könnte ich meine Reaktion nochmal hinterfragen, aber zu dem Zeitpunkt hab ich- (Pause) also-, warum schreiben die Leute mir Gefühle zu für-, so Richtung Patriotisches, Nationalistisches, wenn das gar nicht so ist? Und das hatte für mich auch damit zu tun, nicht als Individuum betrachtet zu werden«.

Gina stellte einerseits ihre damals entfachte Wut in der Interaktion mit dem Gast als »überzogen« infrage, indem sie in Betracht zog, dass dieser »einfach so« seine Aussagen getroffen hatte. Andererseits kritisierte sie, dass ihr von außen Gefühle zugeschrieben worden waren, die für sie mit Patriotismus und Nationalismus zusammenhingen, die nicht ihren Gefühlen entsprachen. Die Wut über diese Form der Grenzüberschreitung hing für sie schließlich damit zusammen, in diesem Moment »nicht als Individuum betrachtet zu werden«. Das Gaslighting bzgl. ihrer koreanischen Sprachkenntnisse als bedauernswert¹ und das Schwanken und Ringen mit den *multi-rassifizierten Affekten* und *Gefühlsordnungen*

1 Die jahrelang akkumulierten Erwartungen an ihre Koreanisch-Kenntnisse fasste Gina so zusammen: »Meine Mutter hat immer mit so 'nem ganz stolzen Lächeln mir die einzelnen Silben vorgesprochen-, sich gefreut, wenn ich's nachgesprochen hab [...] hatte verschiedene positive Seiten so'n paar Wörter zu können-, aber natürlich hatte es ganz stark damit zu tun, dass ich wusste, ich bin beauftragt von meiner Umwelt [auf die Frage, ob ich Koreanisch spreche] was (Pause) Gutes antworten zu können, weil-, es wirklich andauernd kam diese Frage!« (Gina, Dez. 2020).

im Arbeitskontext, wurden in Ginas Erlebnis auch noch Jahre später auf deutliche Weise demonstriert. Sandra wiederum betreute als studentische Hilfskraft Gastwissenschaftler*innen an ihrer Universität. Unvermittelt wurde sie hiermit konfrontiert:

»Einmal war zufällig 'ne koreanisch-deutsche Besuchsgruppe da [...] ich wollte mich kurz vorstellen-, bin da so rein und dann meinte eine Frau: ›Ah! Du bist auch 'en Mischling!‹ (atmet hörbar ein und hält die Luft an) Jetzt bin ich auch ein Mischling, ich geh dann mal, tschüüüß, war schön mit euch (lacht) Ähhh? Danke??? So, 'ne?! (Pause) Und dann aber auch-, das nicht mehr so schlimm zu finden [...] weil ich da schon meine Community gefunden hatte, hatte es mich nicht mehr so krass getroffen, wie es vielleicht vorher mal war, weil ich wusste, da gibt es noch ganz viele andere, die haben ähnliche Erfahrungen, mit denen kann ich im Zweifel drüber sprechen« (Sandra, Feb. 2021).

Die schlagartige Herstellung von Sandra als M* verschlug ihr Atem und Sprache. Gleichzeitig schätzte sie ein, dass sie dieses Ereignis früher mehr getroffen hätte, da sie damit allein hätte umgehen müssen. Im Studium lernte sie Menschen kennen, die »*ähnliche Erfahrungen*« wie sie machten. Dadurch war es ihr möglich jene Erfahrung »*nicht mehr so schlimm zu finden*«; (was das Erlebnis selbst nicht weniger rassistisch macht, jedoch einen gänzlich anderen affektiven Umgang für Sandra bedeutete). Yuna hingegen erfuhr MRP in ihrem Nebenjob als Model. Ihre Erfahrungen verdeutlichten sowohl die Selbstverständlichkeit mit der MRP von mono-rassifizierten Menschen ausgeübt wurden sowie die »Warenförmigkeit« multi-rassifizierter Körper in der Konsumkultur (vgl. Ha 2010, 229). Von einem Model-Casting erzählte sie:

»Der Chef von dem Ganzen-, der wollte uuunbedingt, dass ich voll auf diese Korea-Schiene gehe, und ich so-, Nein! (Pause) Ich bin kein Rassen-Projekt!! Ich will das nicht! Hat er dann auch angenommen (Pause) aber-, das war richtig eklig [...] du musst dir vorstellen, beim Casting haben die erstmal Asien-Witze gemacht [...] gleichzeitig-, wollen aber das Koreanische an mir sensationalisieren, so'n krasser-, ganz komischer-, fast schon wie'n Fetisch, fast fixiert drauf« (Yuna, Jun. 2021).

Yuna hatte sich zum hier genannten Zeitpunkt über ihr Studium und ihren neuen Freund*innenkreis in einer Großstadt Deutschlands hinsichtlich gesellschaftlicher Machtverhältnisse politisiert. So ordnete sie die Forderungen an sie als Model entsprechend ein und wehrte sich dagegen. Doch kostete es sie immense affektive Anstrengungen und ihr verblieben große Wut und Ekelgefühle bis heute. Zur Neuausrichtung des *Emotionsrepertoires*, das davon wegführte, sich »*klein oder leise*« zu machen, gehörten aber auch große historische Veränderungen. Kerstin reagierte mittlerweile anders in ihrem Kollegium als noch vor einigen Jahren:

»Erst nach der Wende-, die letzten Jahre, wo das mit dem Migrationshintergrund losging [...] dass man's mehr angesprochen hat, dass man jetzt im Gespräch, wenn über Ausländer erzählt wurde-, dass man da so-, Mensch Leute, ich bin ja auch halb-deutsch! (lacht) So in die Runde geworfen hat [...] ist aber erst in den letzten zehn Jahren deutlicher geworden, dass man von sich aus drauf hingewiesen hat, weil die Welt halt auch

offener ist, ne, wenn ich vor 30 Jahren gesagt hätte, mein Vater kommt aus Korea, ich glaube-, weiß nicht, wie die dann reagiert hätten« (Kerstin, Dez. 2020).

Eine »offener« gewordene Welt, die Etablierung neuen Vokabulars, das die eigenen Lebenserfahrungen näher zu beschreiben vermochte, und v.a. die Kämpfe rassifizierter Minderheiten, ermöglichten Kerstin eine neue Perspektive, sich nicht der allgemeinen *Gefühlsordnung* unterzuordnen, sondern bestimmten Gesprächen im Kollegium Einhalt zu gebieten. Was vor einigen Jahren für sie noch undenkbar und möglicherweise mit sozialen Sanktionen verbunden gewesen wäre, eine »halb-deutsche« Zugehörigkeit im Kollegium zu offenbaren, war für sie heute umsetzbar. Auch wenn MRP in Form einer »halbierten« Nicht-Zugehörigkeit zu Deutschland weiter in diesen Interaktionen walteten, bot es Kerstin eine Chance, zu ihren widersetzenden Gefühlen zu stehen und sie zu äußern, wenn im Kollegium »über Ausländer erzählt wurde«. Die stetige Antizipation solcher Situationen führte bei manchen Frauen aber dazu, sich für bestimmte Berufe zu entscheiden, in denen sie vermuteten, diese vermeiden zu können. Für Jana war klar, dass sie ihre Arbeit – aber auch ihren Wohnort und ihre Partnerschaft – bewusst gewählt hatte, um so wenigen Blicken und Fragen wie möglich zu begegnen:

»Ich arbeite in 'ner internationalen Firma, wo alle Englisch sprechen, das wird einfach nicht thematisiert, d.h. ich hab mir schon diese Räume gesucht, wo ich nicht blöd angeguckt werde [...] wo ich einfach ein Mensch bin, wo nicht mehr wichtig ist-, ja, wie ich aussehe« (Jana, Mai 2021).

Meine Gesprächspartnerin Ji-young ging noch einen Schritt weiter. Die täglichen MRP und Rassismuserfahrungen in der Arbeitswelt führten bei ihr dazu, sich selbstständig zu machen. Zu dieser Schlussfolgerung gelangte sie das erste Mal, als sie mir bei einem unserer Treffen von den Rassismuserfahrungen auf ihrer vormaligen Arbeitsstelle erzählte. Damals existierten weder Strukturen für Ji-youngs Schutz noch fand Ji-young Gehör bei ihren Vorgesetzten dafür. Sie überlegte, wie ihre Erfahrungen damals idealerweise für sie hätten verlaufen müssen:

»Erstmal das Gefühl haben, dass ich mich in diesem Gebäude frei bewegen kann, ohne dass ich komisch angeguckt werde [...] dann würde ich gerne eine Chefin haben, die-, die ich auch gerade bin! Ganz ehrlich, die Chefin, die ich gerade für mein Team bin [...] wo ich hingehen und sagen kann, das und das ist passiert, ist nicht cool, ich hab keine Ahnung, was ich machen soll und meine Chefin dann sagt: »Du musst gar nichts machen, schildere mir genau was passiert ist-, alles klar, hab das aufgenommen, was passieren wird, ist das und das. Der Typ [von dem die Diskriminierung ausging] wird darauf angesprochen, er kriegt 'ne Abmahnung, kommt in den nächsten zwei Jahren wieder so ein Vorfall, wird er in 'ne Schulung gesteckt, bei der dritten Meldung wird er quasi gekündigt«. Das hätte ich am liebsten gehört! Zu wissen, das geht nicht ins Leere und nicht dieses-, ja, ist leider so [...] ich will das Gefühl haben, dass ich nichts machen muss! Wo ich weiß, da ist ein System, da sind Strukturen, die mich auffangen, ich würde mir wünschen, wo das verpönt ist! [...] Kein Scheiß-drauf im Sinne von, du kannst sowieso nichts ändern, sondern Scheiß-drauf, du musst nix machen, weil es

wird sich von alleine klären! Wie gerne ich so eine Chefin wie mich gehabt hätte! Und krass, diese Realisierung habe ich gerade das erste Mal!« (Ji-young, Mai 2021).

Ji-young führte weiter aus, inwieweit konkret MRP dafür gesorgt hatten, sich selbstständig machen zu wollen. Sich immer wieder darauf einzustellen und damit umgehen zu müssen, je nach Kontext »*unterschiedlich wahrgenommen und anders rassifiziert*« zu werden, bildete einen Beweggrund für Ji-young zu sagen: »*Ich bau mir mein eigenes Haus*«, um selbst über ihre Projekte und ihr Team zu bestimmen. In unserem Gespräch kam sie zu dem Schluss:

»Vielleicht ist das, was andere Menschen Transformation nennen [...] vielleicht sind es genau diese ganzen negativen Erfahrungen, dieser Schmerz, diese Demütigungen, dieses sich richtig klein machen, das ist ja 'ne Form von Energie, die da negativ waltet [...] dann transformiert sich das in ein mehrfaches, größeres-, in ein positives Energiefeld« (Ji-young, Mai 2021).

Auch wenn Ji-young sagte, dass sie die zuletzt genannten Überlegungen noch nicht zu Ende gedacht hätte, formulierte sie eindrucklich, welches Potential in der Aushandlung und Anerkennung ihrer *multi-rassifizierten Affekte* (»*sich richtig klein machen*«) innewohnte, indem sie nun ein Arbeitsumfeld für sich und andere schuf, das die Strukturen und Abläufe enthielt, die sie sich zuvor gewünscht hatte.

Die bis hierher vorgestellten MRP im Arbeitsumfeld verwiesen auf die partielle, aber größere Handlungsmacht als Erwachsene als noch zu den Lebensphasen davor. Jedoch gab es auch Berufe, die diese Handlungsmacht nicht zuließen. Dies betraf unter meinen Gesprächspartnerinnen v.a. Frauen, die im Gesundheitswesen tätig waren. Anke, die als Pflegerin in einem Krankenhaus arbeitete, nahm sich vor ihrer nächsten Schicht Zeit für ein Online-Treffen mit mir. Als ich sie nach unserer Begrüßung fragte, wie es ihr ging, fiel ihr eine Antwort darauf schwer. Ein Ereignis, das ihr ein Tag zuvor auf der Arbeit widerfahren war, wirkte sich weiter auf ihre Gemütslage aus, was sie selbst noch nicht einzuordnen vermochte. Sie erzählte von einem Patienten, der durch das Versehen einer Kollegin auf seinem Arm lag und sofort »*wieder zurückgelagert werden*« wollte:

»Es ging aber nicht so schnell und dann ist er mich angegangen (Pause) »Ja, Asiatinnen haben ja ihren eigenen Kopf«, blablabla und (Pause) da hab ich in dem Moment schon gemerkt, (Pause) dass es mich auf jeden Fall traurig gemacht hat (Pause) ne? (Pause) Dass er halt in so einer Situation, (Pause) wo man so viel einfach jemandem ausgeliefert ist, mit seinen ganzen Bedürfnissen, [...] dass in dem Moment halt 'en Angriff kam, der absolut (Pause) ja, (Pause) der einfach verletzend gemeint war (Pause) definitiv (Pause) also, das hat mich schon, (Pause) das hat mich schon gekriegt (Pause) und ich glaube gar nicht so sehr wegen des Asiatisch-Seins, sondern [...] (beginnt zu weinen) (Pause) er konnte sich nicht anders wehren und das finde ich halt so bedauerlich, aber eher so für das Mensch-Sein an sich [...] das war das Erste worauf er schießen konnte (Pause) und, ich mein-, wir haben [...] dort viele Leute mit Migrationsgeschichte (Pause) wo ich denke, wow! (Pause) Wie erleben die das?? [...] Finde ja auch, was Asiaten-, was Diskriminierungen angeht-, jaaa, das erleben wir, aber ich empfinde das teilweise

ungleich härter, [...] was die Kollegen sich teilweise anhören müssen [...] diese Aggressivität (Pause) das hab ich nie erfahren« (Anke, Mai 2021).

In Ankes Wiedergabe war ein Ringen mit Verwirrung, Traurigkeit, Bedauern, Hoffnungslosigkeit, Relativierung und Überforderung zu spüren. Die Einordnung ihres gestrigen Erlebnisses und ihrer eigenen Gefühle wurde zusätzlich von folgenden Faktoren verkompliziert:

»Der Patient ist echt sterbenskrank [...] insofern kann ich's dir echt nicht sagen, wie ich das einschätzen soll, aber (Pause) es hat mich tatsächlich nicht einfach nur wütend gemacht, sondern eher traurig [...] nicht so wie jetzt im Kollegium, wo ich dann so die Augen verdreh und mir denk-, naja, komm! [...] Aber gegen ihn kann ich mich auch nicht wehren, das ist mein Job!« (Anke, Mai 2021).

Anke sagte, dass sie in ihrer beruflichen Rolle gegenüber Kolleg*innen bei rassifizierenden Blicken und Fragen ihre Ablehnung ausdrücken könne. Sich aber gegen einen Patienten zu wehren und Wut zu empfinden erschien ihr und ihrem Berufsprofil so unangemessen, dass ihre Wut unterbrochen wurde und sich zu Traurigkeit wandelte. Sie fuhr fort, wie sehr es an ihren Kräften zehrte, sich im Arbeitskontext immer wieder »beaupten« zu müssen. Das hatte bei Anke z.B. zur Folge, sich ihren Wohnort bewusst auszusuchen, ein Viertel, in dem v.a. nicht-weiße Menschen lebten. Doch für ihren Beruf schloss Anke, dass dieser solcherlei Erfahrungen »einfach« mit sich bringe. So fehlten auf Ankes Arbeitsstelle Strukturen, die negativ rassifizierte Pfleger*innen vor Angriffen schützten oder einen Rahmen boten, diese aufzuarbeiten. Jedes Mal, wenn sie »vor neuen Patienten stehe« und nicht einschätzen könne »inwiefern sie durch ihre Krankheit filtern können«, war sie angespannt »ob dann 'en Spruch kommt oder Angriff«. Auch Michaela, die mir von ihrem Berufsalltag in der Notaufnahme berichtete, erlebte expliziten Rassismus von Patient*innen. Sie betonte, dass die »richtig deutschen« Kolleg*innen, solche Ereignisse auch »alle als sehr, sehr negativ wahrgenommen« hatten. Michaelas auffälliger Hinweis darauf, dass die weißen deutschen Kolleg*innen »eher Zusammenhalt gezeigt« und nicht gesagt hatten »uns betrifft das nicht, weil wir ja alle deutsch sind«, lässt den Mangel an schützenden Strukturen erkennen, die auch Anke schon angesprochen hatte. Für beide bestand kein Schutz bei Diskriminierung durch Patient*innen. Dass Michaelas Kollegium in solchen Fällen Zusammenhalt zeigte, hing daher von Glück ab².

Schließlich waren im Arbeitskontext viele diskriminierende Erlebnisse für die Frauen »im Graubereich« zu verorten, wie Julia sagte. Demnach präsentierte ich MRP und subtile Rassismuserfahrungen im Arbeitskontext auch durch die *Story completion method*. Eine Schreibaufforderung, die gleich mehrere Frauen auswählten, möchte ich hier zum Schluss nennen, da sie das komplizierte und hürdenreiche Verhandeln und Ringen mit

2 Die Abhängigkeit von Glück für die eigene Unversehrtheit setzte sich so bei den Frauen im Arbeitsleben fort. Dies stellt eine markante Kontinuität dar, da bei südkoreanischen Frauen der ersten Generation, die in Deutschland als Krankenpflegerinnen tätig waren, das gleiche Muster auf ihren Arbeitsstellen wiedergegeben wurde (Bauer 2017, 99). Diskriminierung im deutschen Gesundheitswesen betreffen Arbeitnehmer*innen wie Patient*innen und erfordern eine Vielzahl an Forschungen und v.a. strukturellen Änderungen (vgl. Aikins et al. 2021; Bartig et al. 2021).

multi-rassifizierten Affekten im Arbeitskontext nochmals präzise veranschaulicht. Der Anfang der Geschichte lautete:

Min-ji ist sehr glücklich. Sie hat eine Einladung zu einem Bewerbungsgespräch für ihren Traumjob erhalten. Gut vorbereitet und etwas aufgeregt macht sie sich auf den Weg ins Unternehmen. Die Nervosität kann sie schnell ablegen, da die Gesprächsatmosphäre locker und angenehm ist. Min-ji fühlt sich gleich wohl und geht auf alle Fragen versiert ein. Nach Abschluss des guten Gesprächs stellt ihr die Chefin noch eine Frage bei der Verabschiedung: »Und sagen Sie mal, das ist ja ein ungewöhnlicher Name, den Sie da haben, darf ich fragen, woher der stammt?« Min-ji antwortet: »Ach so, ja, das ist ein koreanischer Name, mein Vater ist Koreaner«. Die Chefin ist verblüfft: »Ach, das hätte ich niemals gedacht, Sie sehen überhaupt nicht aus wie eine Koreanerin!«.

Tanja schrieb dazu:

Natürlich ist Min-ji nicht so blöd, provokativ darauf zu antworten: »Wie genau hat eine Koreanerin Ihrer Vorstellung nach denn auszusehen?« Das wäre taktisch unklug. Sie hat genügend Erfahrung mit solchen Situationen und kann sich die Reaktionen auf egal, was sie nun darauf erwidern wird, vorstellen. Das Risiko, dass sie selbst am Ende schlecht dasteht, ist ihr für diese Bewerbungssituation zu hoch. Daher entscheidet sie sich dafür, die Chefin anzulächeln und dabei schulterzuckend »Naja« zu sagen. Daraufhin verabschieden sie sich und sie verlässt das Gebäude. Auf dem Weg nach Hause kämpft Min-ji mit der Einordnung dieser letzten Situation. Klar, das war alles »nett gemeint«, blablabla. Aber warum hört das nicht endlich mal auf? Glaubt die Chefin jetzt vielleicht etwa, dadurch mehr über sie zu wissen? Die Vorurteile, die Min-ji über Koreaner*innen bekannt sind, fallen häufig ja relativ positiv aus. Trotzdem will Min-ji lieber als Individuum wahrgenommen werden, als ganz normale Bewerberin, die weder Vor- noch Nachteile aus dem zieht, was immer die Chefin und die anderen Anwesenden in ihre Antwort nun hineininterpretieren könnten. Min-ji ist, während sie darüber nachdenkt, nicht sauer über die Situation an sich. Sondern eher darüber, dass sie jetzt wieder ihre Zeit und Energie darauf verwenden muss, angestrengt über solche Dinge nachzudenken, Einordnungen vornehmen zu müssen, um sich nicht hilflos der Fremdwahrnehmung ausgeliefert zu fühlen, obwohl sie hier in ihrem Zuhause ist, in ihrer Welt und ihrem Lebenskontext, in dem sie geboren und aufgewachsen ist. »Einmal den Luxus haben, sich einfach nur um Dinge zu kümmern, ohne dass gleich so eine Metaebene dazukommt.«, seufzt sie in Gedanken.

Tanja wählte diese Geschichte aus, da sie sich zu dem Zeitpunkt ebenfalls auf Jobsuche befand. Sie thematisierte, dass dieses Gespräch zwischen der Chefin und Min-ji zwar in jeder Situation geschehen könnte, jedoch hier die »*Kräfteverhältnisse*« nochmals ganz besonders »*besorgniserregend*« seien und sich Min-ji darüber hinaus nun fragen müsste, ob dies jetzt noch ihr Traumjob sei. Tanja war sich trotz ihrer klaren Einordnung in der weitergeführten Geschichte über ihre Unsicherheit bewusst, wenn ihr dies selbst zustoßen würde:

»Ganz ehrlich geht trotzdem noch die Frage bei mir einher, bin ich vielleicht zu empfindlich? Also, ich sollte mir die Frage nicht stellen, aber das kommt manchmal einfach trotzdem noch [...] so 'ne Reflex-Reaktion, [...] dass man halt direkt das Uhrwerk laufen hat innerlich [...] diese Anspannung, ich muss mich jetzt zusammenreißen und mich konzentrieren darauf, dass ich nicht unklug handele (Pause) auch wenn ich diejenige bin, die jetzt von ihr in diese blöde Situation gebracht wird, (lacht) bin ich diejenige, die etwas falsch machen wird am Ende oder eben auch nicht (Pause) im Grunde ist es halt so 'ne Zerrissenheit, ne [...] eine Reaktion, (Pause) die aber auch eingeübt sein muss, also (Pause) sie ist nicht so blöd, provokativ, vielleicht schon eine im Kopf entstandene Antwort zu sagen und das muss ja alles in Bruchteilen von Sekunden stattfinden! [...] Ehrlich gesagt glaub ich, ich hätte an ihrer Stelle sogar noch irgendwas gesagt, um es wieder gut zu machen (Pause) und fand das aber stark, Min-ji in dieser Situation nur schulterzuckend »Naja« sagen zu lassen [...] ich hätte mich (Pause) noch mehr angebiebert, das ist einfach so drin, [...] dass ich dann alle möglichen Infos, die die Chefin interessieren könnten, auspacke und halt voll mitspiele« (Tanja, Nov. 2020).

Im Gespräch mit Tanja über die Geschichte und ihre Gefühle dazu, stellte sie ihre dazugehörige Analyse vor, die an dieser Stelle für sich spricht:

»Und im Anschluss ordnet Min-ji das halt ein oder ringt damit (Pause) also auch mit diesem-, ich versuch das positiv zu sehen, das war bestimmt alles nett gemeint usw. (genervter Ton) aber trotzdem ist halt die Genervtheit und Frustration da (Pause) klar, ich bin drauf eingestellt, das kann in jeder möglichen Situation vorkommen, dass ich wieder irgendwas gefragt werde und wieder Informationen verteilen muss, aber warum ausgerechnet jetzt-, in diesem Bewerbungsgespräch?! Das war alles so cool, ich hab mich so gefreut, (Pause) wollte da schon immer arbeiten und dann wird einem das so versauert (Pause) ist einfach irgendwie bitter (lacht kurz resigniert auf)«.

Tanja führte weiter aus, dass sie ebenfalls in ihrem Leben stets mit solchen Situationen rechnete und diese daher »halt auch auszuhalten« seien:

»Hab mir ja auch schon antrainiert, dass dann wieder zu verdrängen oder zu vergessen (Pause) es ist auch kein Weltuntergang in dem Sinne, aber trotzdem-, muss ich mich jetzt damit abfinden, das ist für den Rest meines Lebens so [...] also-, nicht um die ganze Zeit nur genervt zu sein, sage ich, akzeptiere ich es (Pause) oder gibt es was, was ich hätte sagen können, das etwas dazu beiträgt aktiv, (Pause) dass das nicht nochmal vorkommt?! Das ist 'ne Sisyphos-Arbeit (Pause) und der letzte Gedanke, einmal den Luxus haben, sich einfach nur auf so 'ne Bewerbungssituation einzulassen«.

Das Ringen mit *multi-rassifizierten Affekten* war jedoch für Tanja an dieser Stelle nicht beendet. Was für sie einerseits auszuhalten war und vergessen werden sollte, war andererseits mit einem »Schwall Wut« für sie verbunden, von dem sie aber wusste diesen unterbinden zu müssen:

»Typisch für mich ist, dass so'n Schwall Wut aufsteigt [...] wie so'n Wurm, der mir zu Kopf steigt, aus dem Bauch raus [...] idealerweise wäre es nicht so stark mit Wut verbunden, sondern ich könnte gelassener sagen- [...] also, dass ich ganz klar sage, ich bin

es mir wert! [...] Miiii selber auch zeige, meinem Gegenüber und mir selber, ich bin es mir wert, jetzt einfach frei heraus zu beantworten-, anstatt zu kriechen, nur weil ich denke, vielleicht krieg ich ja den Job noch (lacht kurz) [...] aber wahrscheinlich würde ich [...] um sie nicht bloßzustellen oder zu verletzen (Pause) mitspielen, ich würde die Rolle annehmen, die mir zugeschrieben wird [...] aus der Befürchtung, (Pause) dass es sonst für mich negative Konsequenzen hat und ich mir sagen muss, ich hab mir was verbaut [...] Ich muss da meine Wahrnehmung der Welt und mein Gefühl usw. unterdrücken, damit sich mein Gegenüber nicht schlecht fühlt, dabei ist sie diejenige, die den Spruch bringt, das ist quasi das, wo ich diese (Pause) doppelte Leistung und die Rücksichtnahmen erbringen muss-, zusätzlich«.

Tanja benannte in ihrer gestochen scharfen Analyse der Geschichte konkret das permanente, anstrengende Ringen mit *multi-rassifizierten Affekten*. Das Ringen war geprägt von Wut, Genervtheit und Frustration, von Angst und Zweifeln »zu empfindlich« zu sein, die sich als »Reflex-Reaktion« einstellten, von der Anspannung sich zusammenzureißen, sich damit »für den Rest« des Lebens abzufinden sowie die hierarchisch höher gestellten Gefühle ihres Gegenübers zu antizipieren, um nicht »verletzend« zu wirken und dafür die eigene »Wahrnehmung der Welt« und eigenen Verletzungen zu unterdrücken. Sie sagte, dass das Resultat dieses Ringens bei ihr wäre, sich am Ende »gefällig« zu verhalten, aber nicht sich selbst, »sondern den anderen«, was sie abschließend als »einfach bitter« bewertete.

Amy, die die gleiche Geschichte weiterführte, brachte noch eine weitere Dimension ein, die die MRP in der Geschichte herausstellten. Amy analysierte, dass es bei MRP nicht nur um nicht »richtig« koreanisch oder nicht »richtig« deutsch ging, sondern generell darum nicht »richtig« zu sein. In unserem Gespräch darüber wurde sie zunehmend aufgebracht:

»Das klingt irgendwie so hart, aber ich fand's bisschen übergriffig, wie das in der Situation sich darstellt und auch wie sich das anfühlen muss, also, nicht nur die Äußerung, sondern wirklich wie es sich von Min-ji aus anfühlen muss [...] das ist so 'ne bestimmte Beurteilung schon wieder von außen, (Pause) die versucht einzuordnen und in 'ne Schublade zu pressen, die es nicht gibt und (Pause) die einem v.a. bewusst macht, so wie du bist, so sollst du gar nicht sein! (Pause) Und das find ich total übergriffig (Pause) deswegen hat mich diese Geschichte-, tatsächlich mich fast angegriffen [...] es werden immer nur gewisse Ankerpunkte zur Hand genommen, die aber-, also wie man's dreht und wendet nicht auf einen zutreffen, dass Min-ji fast schon resignieren muss, weil sie erstens darüber Bescheid weiß, zweitens selber keine Formulierung vorgeben kann und drittens aber auch diese Situation nicht ausschalten kann [...] sie muss sich 'ne Strategie überlegen, wie sie damit umgeht und innerlich geht aber all das in ihr vor, innerlich weiß sie genau, mal is'es so, mal is'es so (Pause) nichts passt und alle wollen's aber passend machen [...] sie hätte auch Freya heißen können und dann wär das-, also, das Argument bleibt, das passt irgendwie nicht, so wie du- (Pause) so soll das eigentlich nicht sein und das find ich einfach unglaublich traurig« (Amy, Mär. 2021).

Obwohl Amy selbst solche Situationen wie aus der Geschichte mehrfach erlebt hatte, war sie im Gespräch verblüfft wie viele Dimensionen für die Protagonistin Min-ji in der kur-

zen Situation zusammenkamen und mit wie vielen Gefühlen sie gleichzeitig umgehen musste:

»Min-ji ist ganz normal im Alltag [...] fühlt sich da wohl und freut sich über den Job und minimal-, weil der Name anders klingt oder umgekehrt eigentlich, da fehlt das asiatische Äußere-, darüber wird das dann aufgedeckt und sie fliegt aus diesem ganzen Kontext raus, ja? [...] Da steckt auch immer so bisschen Verneinung dahinter, ne, du willst nicht deinen Namen verleugnen [...] und doch bist du so unter 'nem Zwang, dass es so anders sein sollte [...] wenn du Min-ji heißt, dann musst du aber auch so Augen haben wie eine Min-ji [...] so wie du bist, bist du eigentlich 100 % richtig, aber du musst jetzt erklären-, oder es ist erklärungsbedürftig, dass etwas anders ist! Puh! Also, ich glaube psychisch schon sehr belastend (lacht verblüfft)«.

Amys eindruckliche Analyse der Geschichte, die sie am Ende zur Erkenntnis führte, wie psychisch »belastend« sich die vermeintlich subtilen Alltagssituationen auswirken konnten, schien sie selbst in dem Moment zu erstaunen. Die Realisierung in keinem Kontext jemals »richtig« zu sein und diesen Situationen nicht entkommen zu können, führten bei Amy wie auch bei Tanja über das Staunen hinweg zu Bitterkeit, Traurigkeit, Melancholie und Resignation.

7.2 In der Freund*innenschaft

»Ich fühl mich grad superwohl und da kommt so 'ne Bemerkung über meine Augen« (Darya)

In der Forschung wurden überaus häufig Freund*innenschaften thematisiert, da MRP auch hier ausgeübt wurden. Dies stellte für die Frauen eine besondere Herausforderung dar und sie waren sich oft weitaus unschlüssiger als im vorangegangenen Arbeitskontext, wie sie damit umgehen sollten. Darya erzählte von einer engen Freundin, die sie seit ihrer Ausbildung kannte:

»Die hatte 'ne Zeit lang-, und das ging wirklich viele Jahre, immer so'n Thema mit den Augen [...] sie hat das dann immer auf so 'ne frotzelnde Art gemacht-, Ja, du mit deinen Schlitzaugen! Da kamen immer so komische Witze, wo man schon sagen kann, ja, unter Freunden, da kann man sich das erlauben, so dachte sie vielleicht-, weil wir sind ja so gut befreundet, dass ich weiß, sie will mir nichts Böses. Aber ich fand's trotzdem doof, mich hat das voll gestört, weil wir sitzen zusammen beim Abendessen und ich fühl mich grad superwohl und da kommt so 'ne Bemerkung über meine Augen, es ist für mich dann jedes Mal, ahhh! Du bist ja doch anders! Du gehörs ja doch nicht ganz hierher und das gerade bei guten Freunden-, will ich das eigentlich nicht! Ich hab's dann aber nie geschafft [...] ihr wirklich mal zu sagen, du, das ist doch alles okay, aber trotzdem fänd ich's gut, wenn du das nicht machst, aus den und den Gründen [...] irgendwie hab ich das nicht geschafft das so zu (Pause) formulieren, ich hab nur dieses unangenehme Gefühl halt gespürt« (Darya, Apr. 2021).

Darya wurde beim Abendessen mit der guten Freundin aus ihrem »superwohl«-Gefühl völlig unvermittelt herausgeworfen. Ihre Wahrnehmung der Situation konnte sie jedoch nicht mitteilen bzw. hätte sie sich dazu verpflichtet gefühlt Gründe anzubringen, warum sie sich von ihrer Freundin wünschte, jene Aussagen zu unterlassen, was die Unmöglichkeit intersubjektiver Relationalität demonstriert, die durch das Aufrufen der *Andersheit* Daryas hergestellt wurde (vgl. Palmer 2017, 40). Die Herausstellung der Körper der Frauen durch MRP von Freund*innen wurde auch auf fetischisierende Weise vollzogen. Diana erzählte:

»Ich hab sooo viele Freundinnen gehabt, die gesagt haben: »Mein Gott, Diana! Du bist das Schönste was es gibt auf der Welt, ich will einfach nur ein halb-asiatisches Kind haben, damit es genauso ist wie du!!!« Ich hab das so, so oft erlebt!« (Diana, Mai 2021).

Auch Hanni erzählte etwas Ähnliches von einer nahestehenden Freundin:

»Sie meinte, sie hätte letzts auf der Straße auch halb-solche Kinder gesehen (nimmt Hände an Außenseite ihrer Augen und deutet an, sie nach hinten zu ziehen) (Pause) wie süß die sind [...] und ich war so (Pause) ja, haha, okay, und in dem Moment dachte ich eigentlich, häää?! Warum hat sie jetzt Schlitzaugen gezogen??? Das müsstest du ja mittlerweile auch geschnallt haben, dass das nicht lustig ist [...] und ich sag's dann doch nicht, ich sag nicht, du, ey, ich find's nicht okay [...] ich weiß, dass sie das nicht böse meint, ne, aber es ist einfach (Pause) nicht cool (Pause) und man ist halt immer für 'ne Milli-Sekunde-, also ich bin dann in diesem Kampf mit mir selbst-, zerstööre ich jetzt die Stimmung, sage, das war jetzt nicht okay?! [...] Aber danach (Pause) ist halt die Stimmung erstmal im Arsch (Pause) und dann muss ich mich selber schlecht fühlen, dass ich die Stimmung kaputt gemacht hab, aber das ist ja überhaupt nicht meine Verantwortung, ne?! [...] Aber bei Freunden [...] es hängt einem nach, auf immer und ewig gefühlt« (Hanni, Jun. 2021).

Hanni beschrieb, welche Hürde es in Freund*innenschaften darstellen konnte, das *Emotionsrepertoire* den eigenen Affekten entsprechend anzupassen und nicht mehr »mitzumachen« bzw. in Hannis Fall der Freundin eine entsprechende Rückmeldung auf ihre Aussage zu geben. Von Hanni wusste ich, dass sie im Arbeitskontext im Fall von Alltagsrassismus auch nicht »die Person« sein wollte, »die die Stimmung runterzieht«, aber ultimativ ihrer Wahrnehmung vertraute und diese bspw. auch gegenüber Vorgesetzten mitteilte, auch wenn sie dabei vor Aufregung ihren »Herzschlag hier oben im Hals« spüren würde. Dies gestaltete sich jedoch gänzlich anders im Verhältnis zu ihren Freundinnen, was aber Folgen für diese Beziehungen hatte:

»Ich merke, dass das ziemlich oft Groll in mir auslöst, [...] bisschen mit unserer Freundschaft was macht [...] so 'ne Geladenheit, [...] dass es zwischen mir und meinen weißen Freundinnen doch stehen kann dieses Thema (Pause) je mehr ich mich damit auseinandersetze. Das wäre vor ein paar Jahren nicht so gewesen, aber jetzt doch immer mehr« (Hanni, Jun. 2021).

Hannis rassismuskritische Auseinandersetzung und Politisierung der letzten Jahre waren ein wichtiger Anlass ihren Groll oder die Atmosphäre der »Geladenheit« zu erkennen bzw. anzuerkennen und weiter verfolgen zu wollen. Doch trotz ihres breiten Wissens zu Rassismus fühlte sie sich gehemmt Rassismus in Freund*innenschaften zu thematisieren. Denn es bereitete ihr Sorge, dass Freund*innen ihre Erfahrungen als »Überinterpretation« abtun oder Hanni als »bisschen dramatisch« einordnen würden. Ähnlich erging es auch Angela viele Jahre. Jedoch machte sie vor dem ersten Lockdown 2020 prägende Rassismuserfahrungen, die ihren Freund*innen- und Bekanntenkreis verändern sollten. Im Rahmen einer Einweihungsfeier einer engen Freundin erzählte ein Gast von seiner neuen Reise nach Shanghai:

»Also, er hat so pauschal über dieeee Chinesen gesprochen, da ist mir irgendwann echt-, ich bin total wütend geworden und dachte auch, boah, wie arrogant und was für Vorurteile und dann hab ich das angesprochen [...] Daraufhin kam seine Frage, wo ich denn herkäme, weil er das Gefühl hatte-, Ach! Fühlt sie sich jetzt pikiert, weil sie selber Chinesin ist? Und das hat mich aber schon auch total aufgewühlt in dem Moment- (Pause) verletzt, weil das natürlich was in mir wachgerufen hat von, oh Gott, ich werd halt wieder-, auch so 'ne typische Lesart, Asiatinnen kommen alle aus China (lacht) aber auch das nicht-Anerkennen von-, weil ich hab natürlich geantwortet-, ich komme aus Herne! (Pause) Wo ich denn wirklich herkomme??? Ja, aus Herne?! Und dann habe ich die Frage irgendwann weitergegeben, so-, kann mir mal jemand helfen? Er glaubt mir nicht, dass ich aus Herne komme! (Pause) Und dann hab ich halt irgendwann erzählt-, ne, halb-halb, Vater aus-, Mutter aus-, und dann hat er das aber so als Beweis gesehen [...] und ich hab halt nochmal erklärt, was das bei mir auslöst [...] aber meine Freundin war so geschockt! [...] Was mich an der Situation am krassesten aufgewühlt hat, ist, dass meine Freundin miir Vorwürfe gemacht hat, dass ich aggressiv gewesen wär, ne, und dass ich sozusagen viel wortmächtiger wäre als die andere Person und dass das echt nicht rassistisch gemeint gewesen ist« (Angela, Feb. 2021).

In dieser gesamt stark aufwühlenden und verletzenden Situation betonte Angela, dass sie am meisten die Reaktion ihrer Freundin erschrocken hatte. Angela stellte sich im Nachgang die typischen Fragen, die aus dem *affektiven Gaslighting* der Freundin entstanden waren. So fragte sich Angela lange Zeit: »Ist meine Wahrnehmung falsch? Sind meine Gefühle legitim?«. Zeitgleich ordnete sie aber auch die Auseinandersetzung mit dem Bekannten klar für sich ein:

»Bei dieser typischen Herkunftsfrage [...] in der Situation hab ich ganz klar gemerkt, das war nicht cool gemeint in 'ner Form von wirklichem Interesse, sondern es ging darum mich (Pause) nochmal kurz dran zu erinnern, dass ich hier nicht dazugehöre. [...] Aber ich glaube, so wie wir sozialisiert sind-, wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, war überwiegend dieses Gefühl von Scham, Selbstzweifel, eben die Verunsicherung (Pause) irgendwie auch so dieses Gefühl nicht richtig zu sein, ne? [...] Tabu ist natürlich-, wenn man sich dagegen auflehnt, also diese Wut-, das stößt ja gleich auf Widerstand-, ich bin zu aggressiv, ne?« (Angela, Feb. 2021).

Obwohl Angela auf der Feier damit rang die »Herkunftsfrage« einerseits als ausschließend einzuordnen und zeitgleich mit den sofort eingetretenen schamerfüllten Zweifeln zu kämpfen, weigerte sie sich letztendlich sich der *Gefühlsordnung* der Feier anzupassen. Dies hatte jedoch eine Vielzahl an Konsequenzen für sie zur Folge. Insbesondere in Bezug zu ihrer engen Freundin spürte sie Trauer, »dass 'ne vermeintliche Verbundenheit sich herausstellt als-, ja, vielleicht ist man doch nicht so verbunden-, dadurch sich alleine zu fühlen«. Weiter sagte sie:

»Das war wirklich sehr einschneidend für mich, wo ich wirklich zum ersten Mal 'ne Freundschaft abgebrochen hab [...] ich quasi immer wieder-, auch von engen Freunden, die mit der Freundin befreundet sind, die haben sich ganz rausgehalten und ich musste mich immer wieder selber befragen, war es richtig? Bin ich zu hart? Bin ich zu sensibel? Ich hab aber dann für mich gesagt, nee! Ich mach das jetzt mal, es fühlt sich richtig an (Pause) und warum soll ich mich jetzt schlecht fühlen für etwas, was mich hat schlecht fühlen lassen?? (Pause) Das war wirklich 'ne sehr, sehr erkenntnisreiche Erfahrung, so erstmalig für mich einzustehen, zu sagen-, Moment mal! Ich bin hier nicht der Fehler! [...] Dieses-, ach, du bist so aggressiv, oder-, das ist wirklich nicht rassistisch gemeint gewesen, du stellst dich an, du bist zu empfindlich, also diese volle Nummer! (lacht kurz ungläubig) Diese Freundin hat sich dann natürlich später entschuldigt und sie war dann auch schockiert, ich hab ihr das dann wiederholt, was sie mir gesagt hatte, und dann war ihr in dem Moment auch klar, wow! Das hab ich gesagt??? Krass! Das ist ja auch sehr unangenehm, wenn man einer-, wenn man ihr den Rassismus zeigt (Pause) auf der anderen Seite muss man auch sagen, jaaa, da war ich halt der Erklärbar, ne? [...] Hab aber gar kein Bock auf diese Rolle!« (Angela, Feb. 2021).

Angela fügte in ihrer Rückschau viele Stränge zusammen, die zum Ausgang dieses einschneidenden Erlebnisses beigetragen hatten, da sie die seit der Kindheit verinnerlichten Emotionen – Scham, Selbstzweifel, Unsicherheit und tabuisierte Wut – hier aktiv zu hinterfragen begann und damit ihr *Emotionsrepertoire* für solche Situationen neu ausformte. Während unserer Treffen erfuhr ich, wie sie sich intensiv mit dem NSU-Komplex auseinandergesetzt und sich auch im Zuge der *Black Lives Matter*-Bewegung zunehmend rassistuskritisch informiert und politisiert hatte. Sich aus dem Gaslighting zu lösen, dass sie »der Fehler« in besagter Situation gewesen wäre bzw. sich »zu hart« oder »zu sensibel« verhalten hätte, was schließlich zur Beendigung ihrer langjährigen Freundschaft führte, waren begleitet von immensen Kraftanstrengungen, die von anhaltender Angst, Scham, Wut und Trauer, über Monate nach dem Ereignis hinausreichten.

Was es schließlich für meine Gesprächspartnerinnen bedeutete, multi-rassifiziert in Deutschland aufzuwachsen und zu leben, konnte nur in seltenen Fällen mit Freund*innen geteilt werden. So ergab die Frage danach, mit wem die Frauen bisher in ihren Leben über ihre Erfahrungen als multi-rassifizierte Frauen hatten sprechen können, aufschlussreiche Ergebnisse. Nachdem ich Lily dazu befragt hatte, seufzte sie erst einmal tief und etwas betrübt auf und sagte dann:

»Also in dieser Fülle hab ich natürlich-, fast mit niemandem drüber gesprochen, einfach weil ich auch immer das Gefühl hatte, das ist dann wie- (Pause) so'n Psychologie-Monolog, den ich Leuten vortrage, die aber überhaupt keine-, (Pause) die mögen

mich und deswegen hören die sich das an, aber die haben da keine Berührungspunkte und dann ist das [...] unangenehm irgendwann, weil man so denkt –, ich will dich jetzt auch nicht damit belasten, dass ich Halb-Koreanerin bin (lacht) deswegen hab ich da nie so ausführlich und nie so unglaublich frei drüber sprechen können wie jetzt mit dir [...] Als wir uns das erste Mal getroffen haben und auch über sehr emotionale Themen eigentlich gesprochen haben, dass (Pause) deine Reaktion darauf-, die konnte ich so nachvollziehen (Pause) das war auch nochmal 'ne andere Reaktion, als wenn ich das mit 'ner koreanischen Freundin besprechen würde, es war nochmal was anderes da-, es ist super schwierig das zu beschreiben (Pause) ja (Pause) ist vielleicht 'ne Gemeinschaft-, Verbindung, die nicht so viele Worte braucht [...] du erzählst mir was, und ich spüre das körperlich, innerlich, emotional nach, obwohl (Pause) ich diese Situation gar nicht so erlebt habe, aber weil ich mich (Pause) so nachfühle oder so verbunden-, oder mich das so sehr erinnert an irgendwelche Sachen« (Lily, Mai 2021).

Die Tatsache, dass Lily sich bei ihren Freund*innen mit diesen für sie wichtigen Themen zurücknahm, wurde auch von anderen Frauen aus der Forschung beschrieben. Denn engen Freund*innen stetig die eigenen Gedanken und Gefühle zu erklären bzw. die Rolle des »Erklärbärs« zu erhalten, wie Angela es ausgedrückt hatte, konnte auf Dauer kräftezehrend wirken. Wie Darya zu Anfang dieses Unterkapitels erzählte, fühlten sich die Frauen mit ihren Freund*innen zu vielerlei Themen verbunden, zugehörig oder »superwohl«, wie Darya gesagt hatte. Bei den Erfahrungen mit Rassismus oder spezifisch MRP jedoch immer wieder an eine rassifiziert-affektive Grenze zu geraten – wie Lilys Aussagen verdeutlichten – und keine Zusammengehörigkeit empfinden zu können, beeinflusste die Freund*innenschaften. Esther reflektierte darüber, was dies konkret für sie als multi-rassifizierte Person bedeutete:

»Die Leute, die irgendwie mixed-race aufgewachsen sind-, dass das halt nur unser Problem ist sozusagen [...] hab ganz oft gesehen, dass Leute sich gegenüber mixed-race Leuten feindselig verhalten [...] Ich mein, ich werd bestimmt besser behandelt von weißen Leuten als jetzt-, jemand der-, keine Ahnung-, richtig asiatisch aussieht [...] aber andererseits-, dass der Diskurs unsere Stimmen so'n bisschen in den Hintergrund drückt und sagt, hier könnt ihr nicht mitreden, was ja auch oft stimmt, aber dann [...] wo können wir weiterreden, (lacht) wo wir dann Erfahrungen-, die vielleicht auch nur auf uns zutreffen- [...] hab das Gefühl im Diskurs, der im realen Leben stattfindet, sowohl Internet als auch generell unter Leuten-, darf ich immer nicht so viel sagen (lacht) bzw. das was ich sage ist schwer verständlich für die meisten (Pause) ja, ich find das schade« (Esther, Nov. 2020).

Esther beschrieb hier die Spezifität ihrer Multi-Rassifizierungserfahrungen. Einerseits war es ihr wichtig zu betonen, dass sie über viele Privilegien im Gegensatz zu negativ mono-rassifizierten Menschen verfügte. Andererseits jedoch über die eigenen Lebenserfahrungen als multi-rassifizierte Person »nicht so viel sagen« zu dürfen, war in der Tat geprägt von Äußerungen wie »du bist zu sensibel« oder »du hast nicht genug Schlimmes erfahren« bis zu »du bist weiß« oder »du bist nicht weiß«, die auch von Freund*innen je nach Relation getätigt wurden. Greta erzählte hierzu: »Ich hab auch paar wirklich enge Freunde, die echt gesagt haben, du bist nicht richtig deutsch [...] dann hab ich das erklärt, warum

das nicht okay ist, und die haben sich dann auch entschuldigt«. Bis Greta erklärt hatte, warum die Aussage der Freunde »nicht okay« war, musste es für diese eine selbstverständliche Kategorisierung Gretas gewesen sein. Bei Dinah wiederum legten Freund*innen fest, dass sie über Rassismuserfahrungen nicht sprechen könne, da sie »nicht PoC« sei. Dass die Rassifizierung und auch die Gültigkeit der eigenen Rassismuserfahrungen stets zur Verhandlung von anderen standen, löste bei Amelie heute im Erwachsenenalter körperliche Symptome aus. Wenn sie merkte, wie ihr ihre Erfahrungen abgesprochen wurden, gehörten ein Herzschlag, der »immer dollar wird«, ein verengter Brustkorb und Gefühle von Hilf- und Machtlosigkeit für sie dazu. Amelie erklärte sich diese Symptome so, dass sie sich in ihrer Existenz »ignoriert« fühlte, wenn ihre Erfahrungen aberkannt wurden. Weiter sagte sie: »Wenn das so von allen Seiten passiert, was bleibt dann? Du hast ja eigentlich nichts mehr (Pause) du bist immer fremdbestimmt, wenn du's selber bestimmen willst, dann wird dir auch gesagt, nö! Bist du aber nicht!«. Amelies Erleben konnten alle Frauen bestätigen. Das Absprechen von Gefühlen, Erfahrungen und Zugehörigkeiten – auch von Freund*innen – ist damit ein bestimmender Teil von MRP und damit des Alltags der Frauen, mit denen ich sprach. Besonders drastisch erlebte dies Mara:

»Was ich total krass finde, ist dieses- (Pause) diese rassistischen Narrative von- (Pause) dieses Italienische in dir [...] das ist ja das Dominante [...] und alles Asiatische-, Ostasiatische unterwürfig, ne? Klein, verletzlich und passt sich an und blablabla und das wird dann gerne-, dass es gerne auch in mir so wahrgenommen wird, so, nee-, neee, bei dir ist schon das Italienische-, kommt schon eher raus, weil das ist ja dominanter, das andere hat ja gar keine Chance dagegen [...] was ich aber selten ausformuliere, auch mit Angst vor Unverständnis« (Mara, Apr. 2021).

Mara erlebte die Sezierung und Trennung ihrer rassifizierten Zugehörigkeiten auf besonders gravierende Weise. In der Forschung einen »Raum bekommen zu haben«, in dem sie das Absprechen ihres Koreanisch-Seins thematisieren konnte, war sonst in ihrem Alltag nicht gegeben. So hörte Mara immer wieder über sich: »Das Koreanisch-Sein bei dir kann ja gar nicht stark sein, weil du hast ja dieses andere Blut in dir, und das ist dominant«. Die Vorstellungen von »Menschenrassen«, die sich durch Blut übertragen würden, blieb in solchen Aussagen weiterhin absolut wirkmächtig. Demnach hatte Mara oft erlebt, dass ihre Einwände gegen die Herstellung von »dominantem« und »unterwürfigem« Blut wie selbstverständlich missachtet wurden. Aus Angst vor dieser Zurückweisung, entschied sie sich dazu, ihre Wahrnehmung dieser MRP nicht oder nur »selten« auszuformulieren.

Im Zusammenhang mit dieser Entstellung der Sinne, verweise ich auf eine mehrfach genannte Erfahrung, die das unterschiedliche Affizierungsvermögen je nach rassifizierter Position verdeutlicht. Amy erzählte von einem Erlebnis, als sie kürzlich mit einer Bekannten spazieren gegangen war und sie auf dem Weg einen heftigen Streit zwischen Kindern mitbekommen hatten. Amy blieb stehen und:

»Hab halt die beiden Jungs, die in der Situation die Täter zu sein schienen, angesprochen [...] aber dann hat der eine immer geantwortet: ›Ja, aber das geht dich überhaupt nichts an, Chinese! Du hast überhaupt keine Ahnung, was hier vor sich geht, Chinese!‹ Also-, der war zehn Jahre alt oder so (Pause) und-, meine Bekannte, die hat das gar

nicht gehört anscheinend, ich hab ihr das dann hinterher gesagt, dass das so Situationen sind, bei denen ich nicht weiß, wie ich damit umgehen soll (Pause) und dachte, sie hätte es mitbekommen und sie meinte: »Ich hab das gar nicht gehört-, oh nein, das ist ja richtig blöd«, und dann war ich aber froh, dass ich es zumindest so ansprechen konnte vor ihr und sie mir dazu Rückmeldung gegeben hat« (Amy, Apr. 2021).

Über Amys Erfahrung hinaus von den Kindern abwertend rassifiziert worden zu sein, was bei ihr Hilf- und Hoffnungslosigkeit wie Verzweiflung auslösten, kam die Nicht-Wahrnehmung ihrer Bekannten erschwerend hinzu. Die Bekannte glaubte Amy allerdings, womit sie dieses Erlebnis zusammen aufarbeiten konnten. Jedoch war es für viele Frauen eine gängige Erfahrung, dass Freund*innen gemeinsam erlebte Situationen anders wahrnahmen, was eine besonders tiefgreifende Dimension des Gaslightings gegen die Frauen bedeutete, wenn Situationen anders erinnert wurden. Vor diesem Hintergrund stellten darum die Erfahrungen sich mit Freund*innen verbunden zu fühlen, stark eingeprägte Erinnerungen dar, da sie dem konstanten *affektiven Gaslighting* Einhalt gebieten konnten. Greta erinnerte sich bis heute mit Anfang 40, wie sie als Kind bei Rassismus auf dem Spielplatz oder im Schwimmbad von ihrer Schulfreundin Hilfe und Solidarität erfahren hatte. Sie erstaunte es in unserem Gespräch, dass sie diese Erlebnisse so präzise abrufen konnte. Es machte den entscheidenden Unterschied für sie, in diesen Situationen nicht allein gewesen zu sein und dadurch Vertrauen aufzubauen, dass sie diese Erfahrungen auch nicht allein durchstehen oder sich allein dagegen wehren musste. Ji-won führte aus, was es konkret für sie bedeutete, wenn sie diese Verbundenheit bei Alltagsrassismus erfuhr:

»Ich glaube, wenn man Leute um sich hat, die das mitbekommen und miterleben, wird einem bewusst, okay, das ist kein Hirngespinnst! Warum fühle ich mich unwohl? Es gibt'n Grund dafür! Das ist nicht, weil ich keinen Humor habe, sondern weil es falsch ist! [...] Das war so der Punkt, wo ich gemerkt hab, das ist nicht richtig, und dass ich Dinge sagen kann, dass ich was dagegen sagen daaarf oder sogar das tun sollte« (Ji-won, Okt. 2020).

Das *affektive Gaslighting* in allen Lebensbereichen der Frauen erhielt demnach Risse durch die Verbundenheit und Unterstützung in Freund*innenschaften. Das erzählte auch Melanie:

»So'n Boost hat mir meine Mitbewohnerin gegeben, (Pause) die sich ganz stark mit Anti-Diskriminierung auseinandersetzt [...] von ihr Begrifflichkeiten an die Hand zu bekommen und das Gefühl zu haben, jetzt kann ich auch paar Sachen einordnen, daaas war natürlich mega hilfreich! Und hat mich dann auch nochmal beruhigt so an manchen Stellen, mir wirklich bewusst zu sein, hier möchte ich was zu sagen und hier (Pause) pfff, hab ich nur meinen kleinen Ausweichsatz parat und dann ist auch gut (lacht) [...] ich bin jetzt nicht dazu da, die Leute hier zu belehren und aufzuklären, weil den Job muss ich mir nicht antun« (Melanie, Feb. 2021).

Von ihrer Mitbewohnerin und guten Freundin bestätigt zu bekommen, dass die subtilen oder mit »*komisch*« bezeichneten Erfahrungen im Alltag Diskriminierungserfahrungen

gen darstellten, führte bei Melanie dazu, sich beruhigt zu fühlen. Dadurch bestärkt war sie in der Lage im Alltag zuerst auf ihre Gefühle zu achten und nicht mehr »den Job« des Erklärens zu übernehmen. Das Gleiche galt für Ji-young. Beim Geburtstag einer guten Freundin erlebte sie folgendes:

»Da war so'n Typ (Pause) der ist voooll auf mich abgefahren, auf diese Rassenmischung (Pause) ich sag das ganz bewusst, ne, die Fragen, die er gestellt hat, waren so unsensibel, der hat mich angeguckt wie so'n Einhorn [...] da hatte ich noch nicht das Handwerk einfach zu sagen: Hey! Stopp! [...] Der hat danach sehr oft penetrant versucht mich zu kontaktieren [...] ich spürte, das ist unangenehm-, ich konnte das damals noch nicht artikulieren in Worten, körperlich hab ich's artikuliert [...] dann habe ich auch mit der Freundin drüber gesprochen und sie war die erste Person, die dem eigentlich einen Namen geben konnte, sie meinte-, gar nicht mal im Sinne von-, ohhh, ist voll schlimm was passiert ist, sondern einfach nur [...] ›Du musst echt aufpassen, weil diese Typen dich manchmal einfach fetischisieren‹. Da ist mir wie ein Stein vom Herzen gefallen! [...] Sie hat dem einen Namen gegeben: Fetisch! Vorher hatte ich nie einen Namen dafür [...] und sie sagte: ›Deswegen ist es legitim, wenn wir darüber sprechen, wenn du jemanden datest und du den Eindruck hast, dass er 'nen Fetisch hat, dass wir gucken, wen hat er davor gedatet, was sind seine Hobbys und so‹« (Ji-young, Jun. 2021).

Ji-youngs Erlebnis demonstrierte wie ihr multi-rassifizierter, weiblich verorteter Körper durch die dahinterliegende Historie erst aufrufbar und verfügbar für solche übergriffigen Praktiken wurde, wie sie dies durch den Mann auf der Feier ihrer Freundin erfuhr (vgl. Haritaworn 2012, 39). Ohne die Unterstützung ihrer Freundin hätte dieses Erlebnis eine weitere Ablagerung in der Entstellung ihrer Sinne bedeuten können. Die Anhäufung von Rassismuserfahrungen und wie Freund*innen jeweils damit umgingen, spielte daher für viele Frauen eine Rolle, welche Freund*innenschaften sie über den Lebensverlauf festigten. Paula meinte dazu:

»Ich hab zwar schon immer mit Freundinnen darüber gesprochen [...] aber hab dann relativ (Pause) schnell gemerkt, wie die Reaktion dann ausfällt, wenn ich sage (Pause) ja, dieser und jener hat zu mir Chinese gesagt oder was weiß ich [...] ob meine Freundin checkt, dass das jetzt auch blöd für mich ist [...] oder ob sie 'en komisches Grinsen im Gesicht hat, weil's lustig ist oder so, und darauf aufbauend hat sich das (Pause) fortgesetzt, dass ich eine als bessere Ansprechpartnerin empfunden hab als andere. [...] Dass es echt 'en Unterschied macht (Pause) wenn man vielleicht-, nicht mal ähnliche Erfahrungen-, aber wenn man halt Erfahrungen austauschen kann (Pause) anstatt einseitig was preiszugeben und sich dann dazu verhalten zu müssen wie das Gegenüber reagiert [...] Aber für mich ist das jetzt zumindest oder vielleicht auch für immer etwas, was ich nicht tabuisieren will, wenn ich z.B. von Rassismuserfahrungen berichte und dann nicht nochmal weiter erklären will-, es geht mir nicht darum mich als Opfer darzustellen, aber ich möchte meine Alltagserfahrung mal genauso offen reflektieren, wie das alle anderen Menschen auch machen (lacht)« (Paula, Apr. 2021).

Paula thematisierte die unterschiedlichen Affekte, die durch Alltagsrassismus bei ihr und ihren Freundinnen entstanden. Sich über die verletzenden Erfahrungen hinaus »dazu verhalten« zu müssen, wenn ihre Freundin ein »komisches Grinsen« aufsetzte und

Paulas Alltagserfahrungen als etwas Belustigendes empfinden konnte, war eine Anstrengung, die Paula nicht mehr bereit war einzugehen; »jetzt zumindest oder vielleicht auch für immer«. Paula sagte, dass sie daher je nach Freundin unterschied, wen sie als Ansprechpartnerin empfand. Hinsichtlich von MRP sagte sie, dass sie diese nur mit ihrer »halb-türkischen Freundin« bespreche, »weil sie das nachempfinden kann [...] und mit anderen Freundinnen würde ich das nie besprechen«. Lea empfand ähnlich wie Paula und stellte zusätzlich die Kraft von Humor im Umgang mit ihren Erfahrungen heraus, die sie nur mit Menschen herstellen konnte, die Ähnliches erlebten wie sie:

»Einfach über Phänomene zu sprechen, die für dich selber vielleicht ganz schwierig waren [...] ich hab kein Klavier geübt, und dann sagt Mama: ›Ja, du bist ja sowieso kein koreanisches Kind!‹ [...] Dass man da im Nachhinein (Pause) sag ich mal bisschen drüber lachen kann, weil es so 'ne gemeinsame Erfahrung ist (Pause) weil es so'n (Pause) boah, war das scheiße eigentlich, aber gut, dass du das genauso empfunden hast [...] dass man das so'n bisschen witzig sehen kann, und das trotzdem nicht schmälert, und zu der Zeit einfach nicht cool war« (Lea, Mai 2021).

Über Freund*innenschaften zu reflektieren und wie wohl man sich in ihnen fühlt, ist Teil des Lebens vieler Menschen. Durch MRP allerdings auch in Freund*innenschaften immer in der affektiven Minderheit zu sein, führte bei einigen Frauen, wie z.B. bei Ella dazu, sich mit zunehmendem Alter zu fragen: »Welche Freundschaften will man pflegen, wo kann man komplett sein?«. Sich mit Freund*innen »komplett« oder »befreit« zu fühlen, galt daher nur für bestimmte Menschen. Sandra malte sich dafür ein Bild in ihrem Kopf aus. Mit Hinblick auf ihre Zugehörigkeiten in einer rassifizierten Gesellschaftsordnung – die sie als ostasiatisch, »mixed« und weiß deutsch zusammenfasste – balanciere sie auf einer Platte, die auf einem Ball hin- und herschwanke. Je nach Relation und Kontext könne sie die eine Zugehörigkeit mehr ausleben als die andere, wodurch sich das Gewicht der Platte verschieben würde. Sie sagte, dass sie nur bei Menschen, denen sie vertraute oder die auch die multi-rassifizierte Lebenserfahrung teilten, diese Platte in ihrem Leben ausgeglichen wäre.

7.3 Auf der Straße

»Mach ich aus 'ner Mücke 'nen Elefanten?« (Melina)

In der Öffentlichkeit von fremden Personen multi-rassifiziert zu werden, war ebenfalls fester Bestandteil des Alltags der Frauen im Erwachsenenalter. Dies konnte an allen Orten des Lebens vollzogen werden. Die Frauen erzählten von Personen auf der Straße, im Supermarkt, mit der Polizei, im Gesundheitswesen und auf dem Wohnungsmarkt, bei Behördengängen, von Nachbar*innen, beim Besuch von Veranstaltungen und Konzerten oder bei der Ausübung von Sport und Hobbys. Die Sezierungen ihrer Körper wurden hauptsächlich wieder durch Blicke vorgenommen, aber auch über die Herkunfts-Abfrage oder über die Bewertung der Sprachfähigkeiten. Entgegen der Meinung einiger Frauen fanden die MRP nicht nur in ländlichen Bereichen Deutschlands, sondern auch in Großstädten regelmäßig statt. Als Erwachsene waren ihre Rassismuserfahrungen für

sie deutlicher erkennbar von Sexismus geprägt. Hier stellte ich einen Unterschied in der Wahrnehmung fest. Die betroffenen Frauen sahen sich bei offensichtlichen Rassismus-Sexismuserfahrungen z.T. eher zu ihren Gefühlen berechtigt, als dies noch in den Lebensphasen davor der Fall war. Auch bei Rassismuserfahrungen mit der Polizei oder auf dem Wohnungsmarkt waren diese Erfahrungen für die meisten Frauen weniger von *affektivem Gaslighting* zu vereinnahmen. Olivia teilte mit mir, dass sie sich durch die Aufdeckungen über den NSU-Komplex und »über das, was in Hanau wirklich passiert ist« (Initiative 19. Februar Hanau 2024) in ihrer Angst vor Interaktionen mit Polizist*innen berechtigt sah. So sagte sie, dass sie in Begegnungen mit der Polizei immer »gewappnet« sei »auf Rassismus zu stoßen« und darauf Antworten »parat« zu haben, wie z.B., dass sie die App zur Sprachaufnahme auf ihrem Handy aktivieren würde, »einfach nur um Record« für den Fall drücken zu können. Diese Form der Angst in Relation zu Polizei oder anderen Institutionen als legitim zu erachten, lässt eine Verschiebung von *Gefühlsordnungen* in Deutschland vermuten. Eine Verschiebung, die durch die – insbesondere von Betroffenen und Aktivist*innen geleistete – Aufarbeitung rassistischen und rechtsextremen Terrors in Deutschland und der Verwicklung von Behörden darin erfolgte, die z.B. Olivia dazu veranlasste, sich in ihrem *Emotionsrepertoire* neu auszurichten und ihrer Angst zu vertrauen. Bei weiterhin so gewerteten subtilen Erfahrungen war hingegen die Verinnerlichung des Gaslightings und das Ringen mit *multi-rassifizierten Affekten* weiter zu beobachten. Im Versuch aus diesen Erfahrungen einen Sinn zu ziehen, war eine konstante Vor- und-Rück-Bewegung bzw. das Ringen in der emotionalen Einordnung bei vielen Frauen zu erkennen. Am stärksten wurde dies bei Frauen ersichtlich, die sich bewusst für ein Leben in Großstädten und darin für Stadtteile entschieden hatten, in denen sie v.a. negativ rassifizierte Menschen begegneten. Die Gespräche darüber wurden häufig eingeleitet, daher keinen Rassismus »auf der Straße« zu erfahren, gefolgt von Erinnerungen an Rassismuserfahrungen aus jüngster Zeit, wiederum gefolgt von einer Verharmlosung jener Ereignisse. Yu-jin z.B. lebte zum Zeitpunkt der Forschung in einer Großstadt Deutschlands. Wie auch manch andere Gesprächspartnerin betonte sie bei unseren Treffen öfters die Faktoren eines mittleren Alters und ihres Wohnorts, aufgrund derer sie heute weniger Rassismus als früher erfahren würde und sich darum unsicher war, ob sie »genügend« zur Forschung beitragen könne. Besonders in ihrem Stadtteil fühlte sie sich »wie ein Fisch im Wasser« und fasste ihre Eindrücke so zusammen:

»Das hat natürlich deutlich nachgelassen, je älter man wird (Pause) und v.a. auch wenn wir in unserer Blase leben, ja? (Pause) Also (Pause) von außen-, ich wüsste jetzt nicht, wann ich das letzte Mal-, bzw. bis auf den Typen da vorgestern, der Nachbar-, wann ich jetzt das letzte Mal-, klar, im Arbeitskontext, aber auch da muss ich zugeben, bin ich fast positiv erstaunt (Pause) bzw. ich bemerke es, wie viele mich eigentlich überhaupt nicht auf meinen Namen angesprochen haben [...] es gibt nur zwei, die mich gefragt haben, wo mein Name herkommt« (Yu-jin, Jun. 2021).

Nach Yu-jin sorgten ihr mittleres Alter und die »Blase«, in der sie lebte, erheblich dafür, dass die Rassismuserfahrungen »nachgelassen« hatten. Ihre Einschätzung war andererseits von Erinnerungen an eine kürzlich erlebte Multi-Rassifizierung durch einen Nachbarn oder im Arbeitskontext geprägt. Yu-jin ergänzte, dass sich ihr Wohlgefühl in

ihrem Stadtteil mit Übertritt in den nächsten Bezirk aber schlagartig änderte und sie sich dort wieder mit angespannter Wachsamkeit hindurchbewegte. In der Tat wurden in der Forschung viele Orte in Deutschland genannt, die meine Gesprächspartnerinnen aus Angst vor rassistischen Angriffen vermieden oder nur mit ›Vorkehrungen‹ betreten würden³. Für Vanessa enthielten solche Vorkehrungen sich durch Kleidung, Sonnenbrille und Kopfbedeckung möglichst zu verstecken, um nicht ›erkannt‹ zu werden. Als sie neulich einen Termin in einem für sie angstbesetzten Stadtteil hatte, kleidete sie sich entsprechend und hatte »ununterbrochen« ihre Freundin am Handy, damit sie für den Fall »einfach jemanden da« hatte. Diese Maßnahmen konnten manche Freund*innen oder Familienmitglieder jedoch oft nicht nachvollziehen, wie Vanessa weitererzählte. Auch Yu-jin drückte Zweifel an ihrer Wahrnehmung aus, als sie kürzlich in einen benachbarten Bezirk fahren musste:

»Hab's auch nicht so empfunden, dass die mich äußerlich anders kategorisieren, aber ich hab mich so gefühlt, ne? [...] War so die Atmosphäre [...] ob's dann an einem selbst liegt? Meine Mutter oder Freundinnen würden das niemals thematisieren [...] und ich hab diese Empfindlichkeit [...] man braucht wirklich emotional 'en dickes Fell (Pause) bisschen abgehärtet sein« (Yu-jin, Jun. 2021).

Yu-jin fühlte sich in Relation zu ihrer Mutter oder ihren Freundinnen unsicher, ob ihre Wachsamkeit im nächsten Stadtteil übertrieben wäre⁴, wodurch die Verantwortung wieder bei Betroffenen liegt, da sie zu ›empfindlich‹ für die rassistischen Zustände seien, die damit gefestigt werden. Andererseits betonte Yu-jin, dass es für sie klar war in Deutschland nicht überall leben bzw. einfach umziehen zu können: »Zum Thema-, wo fühl ich mich halt sicher (Pause) also-, das behindert mich total darin irgendwoanders hinzuziehen«. Darauf lenkte sie ein mit:

»Aber ja, es kommt mindestens 50 % auf die eigene Einstellung an [...] inwiefern geb ich den Leuten 'ne Chance sich mit meinem gefühlten Anders-Sein nicht auseinander-

3 Nur bei der Stadt Düsseldorf waren sich gleich mehrere Frauen unabhängig voneinander einig. Stellvertretend zitiere ich Tamia, warum Düsseldorf einen ›Wohlfühlort‹ darstellte. Sie sagte: »Hier rechne ich jetzt nicht so sehr damit, dass mich wer anlotzt (Pause) gehe so'n bisschen in der Masse unter [...] Düsseldorf hat ja die größte europäische japanische Community und das ist direkt zu sehen-, also [...] es ist nicht nur japanisch geprägt, es gibt auch viele andere asiatische Läden und Gastronomien [...] und dann fahr ich wieder nach Hause-, steig aus'm Zug (Pause) ja, dann seh ich halt was anderes. Also, ich muss mich noch nicht mal bewusst umgucken, es ist einfach schon aus dem Augenwinkel die Wahrnehmung dafür da und das ist halt das Entspannte in Düsseldorf« (Tamia, Dez. 2020).

4 Park Hong sagt zu dieser Erfahrung: »The everyday racialized experience is not so much being the target of hate more than the anticipation of it«. Rassismus also zu antizipieren, bedeutete ein bestimmtes Verhalten, wie eine erhöhte Wachsamkeit, an den Tag zu legen, was Park Hong aber zunehmend unterließ, als sie »ihre Stadt« und »ihre Community« fand. Zu diesem Zeitpunkt dachte sie daher: »I let my guard down. Maybe it was in my head, all along.« (Park Hong 2020b). Park Hongs Analyse ist deshalb so treffend, da auch Yu-jin sich mit erhöhter Wachsamkeit und Angespanntheit bereithielt im nächsten Stadtteil mit Rassismus konfrontiert zu werden. Diesem aber dann nicht explizit zu begegnen bzw. in ihrem Stadtteil ihren »guard«, also ihre Wachsamkeit, vermeintlich reduzieren zu können sowie ihre eigene Wertung als »empfindlich«, nährten das Gaslighting und die Selbstzweifel ihrerseits.

sondern zusammenzusetzen und zu sagen, du bist gar nicht anders [...] ist auch hier so in [meiner Nachbarschaft], da is'es eher so, dass ich mich wenn eher positiv gesehen fühle und ich aber auch-, ja, viel mit Übergriffen zu tun hatte, sexuelle Übergriffe (Pause) Anmachen [...] dass Männer auf dich zukommen, kennst'e vielleicht auch, ne, die denken, du stehst so'n bisschen zur Verfügung [...] weil man das Image hat, lieb und nett zu sein (Pause) zugänglich wirkt (Pause) darunter habe ich tatsächlich eher gelitten, dass (Pause) ich mich da bisschen wie Freiwild gefühlt hab [...] sind halt auch Leute, die bisschen Bezug zu Asien haben, über asiatischen Kampfsport [...] ist dann bisschen nervig, peinlich-, übergriffig halt, weil man natürlich (Pause) so bisschen reduziert wird auf (Pause) klein, nett, süß (Pause) Asiatin, mit der kann man's ja machen, sag ich mal bisschen überspitzt« (Yu-jin, Jun. 2021).

Yu-jins Einordnungen ihrer Wohngegend mögen zunächst ›gegensätzlich‹ erscheinen. Doch kann das ringende Verhalten in Yu-jins Aussagen deutlich nachverfolgt werden. Einerseits sorgten machtvolle gesellschaftliche Einordnungen ihres Stadtviertels als migrantisiert und die ›Unempfindlichkeit‹ von Mutter oder Freundinnen dafür, ihre Verletzungen als übertriebene Reaktionen einzustufen. Hinzukamen Verweise darauf, dass es auch zu »*mindestens 50 %*« an ihrer Einstellung liegen würde, die dazu beitrugen, ihre Erfahrungen relativieren zu können. Das Ringen wurde bei Yu-jin letztlich dadurch in weitere Bewegung gebracht, als sie die rassifiziert-sexualisierten Angriffe durch Männer in ihrer Straße aufzählte. Yu-jins negative Affekte blieben am Ende jedoch im gesamten Prozess des Ringens eingeklemmt bzw. erstarrten in dieser minimalen Vor- und Rück-Bewegung. Dieses Ringen wurde bei meinen Treffen mit Julie in ihrem Zuhause ebenfalls deutlich. Sie erzählte über ihren Bezirk in einer Großstadt:

»Was einem hier widerfährt-, solange es nicht so endet wie bei ihm (lacht kurz trocken auf und macht eine Handbewegung in Richtung eines Hauses auf der gegenüberliegenden Straßenseite), dass man einem die Bude abfackelt, kann man alles verbuchen unter Lebenserfahrung [...] dass ich mal explizit was Doofes gehört habe-, sind eher nur so atmosphärische Schwingungen-, ich mein, das Einzige, was ich mal erlebt hab an offensichtlichem Rassismus, da war ich...« (Julie, Mai 2021).

Julie zählte hiernach Rassismuserfahrungen aus vergangener Zeit auf, die in ihrer Wohngegend stattgefunden hatten, angefangen vom regelmäßig aufgeführten ›Woher-kommst-du-Verhör‹ bis zu einer heftigen Auseinandersetzung mit einem Gast in ihrem Stammcafé. In Relation zu ihrem Nachbarn, dessen Geschäft von Rechtsextremen in Brand gesetzt worden war, war es für Julie nur selbstverständlich ihre Erfahrungen »*unter Lebenserfahrung*« zu verbuchen. Weiter nannte sie, dass ihr in Relation zu nicht-weißen Freundinnen, aufgrund ihrer ostasiatischen Rassifizierung weniger oder eher »*positiver*« Rassismus widerfuhr: »*Da kann man ja letztendlich auch von profitieren, ne, von positiven Rassifizierungen, gerade bzgl. der koreanischen Migration spricht man ja auch immer von 'ner stillen-, erfolgreichen Migration und Integration*«. Julies schneller Wechsel zwischen Relativierungen und konkreten Schilderungen von Rassismuserfahrungen zeigten das Ringen zwischen negativen Affizierungen, Gaslighting und Gefühlsordnungen, aus dem es keinen Ausweg gab. In Vergleich zu dem, was ihr Nachbar erlitten hatte oder zu ihren Freundinnen, was eher der dominanzgesellschaftlichen Definition von Rassismus

entsprach, war es schlicht nicht möglich ihre Erfahrungen als Rassismus und damit ihre Gefühle anzuerkennen. Hinzukam eine Form des Gaslightings – die damit auch eine Umgangsstrategie darstellt – Rassismus in ›negativen‹ und ›positiven‹ Rassismus aufzuteilen, die rassifizierte Minderheiten gegeneinander ausspielt. Zu weiteren Umgangsformen mit Rassismus gehörten klassistische oder auch ableistische Abwertungen⁵. Bei einigen Gesprächspartnerinnen war aus bildungsprivilegierter Position primär der herabwertende Verweis auf den sozialen Status und Bildung zu beobachten. Sofia meinte mit Blick auf Alltagsrassismus in der Öffentlichkeit: »Die Leute, die mich mit dummen Fragen gelöchert haben, habe ich relativ schnell als engstirnige, nicht kosmopolitische, vielleicht sogar ungebildete Leute wahrgenommen«. Um der rassifizierten Abwertung zu begegnen, wurden so Abwertungsmechanismen weiterer Herrschaftsverhältnisse angewandt, um ihr Gegenüber auf diese Weise als nicht gleichwertig zu betrachten und darüber die Rassismuserfahrungen kurzzeitig ›auflösend‹ zu verhandeln. So ähnlich stellte dies auch eine Erklärung für Yu-jin dar, die mir von ihrem bereits angeklungenen vorgestrichen Erlebnis mit ihrem Nachbarn erzählte:

»Wir waren am Briefkasten und dann hat er mich so angeguckt und hat halt angefangen: ›Woher bist du‹ oder-, das war auch irgendwie so platt und so dumm und als er dann meinte: ›Du siehst aber gar nicht koreanisch aus!‹ Dann meinte ich so: ›Ja, ich bin ja auch halb.‹ Und dann: ›Ach sooo, du bist Mischling!‹ (Pause) Das war so- (Pause) ich hab das überhaupt nicht persönlich genommen, sondern eher (Pause) es hat mir einfach nur gezeigt, dass der Typ nicht über mehr Vokabular verfügt, nicht über mehr Grips [...] dann bin ich einfach weg, was soll ich mich mit jemandem wie ihm unterhalten?! [...] Eigentlich is'es ja was sehr Neugieriges, was sich erwachsene Menschen durch ihre Bildung abtrainieren, schätz ich jetzt mal [...] aber bei diesem Mann war's einfach reine Neugier, diese Gier nach-, um sich mit irgendwas zu beschäftigen« (Yu-jin, Jun. 2021).

Yu-jin fand über die Herabsetzung des Nachbarn mit der Multi-Rassifizierung einen für sie und die Situation auflösenden Umgang (»*hab das überhaupt nicht persönlich genommen*«). Weiter führte sie aber aus:

»Vor dieser kindischen, (Pause) sich nicht im Griff haben (Pause) (lacht) Art muss man sich schützen, aus dem Kontakt rausgehen. [...] Dahinter ist schon 'en Gefühl wie (Pause) so'n ausgeliefert-Sein, so-, oh Mann! Wieso muss ich mich damit permanent auseinandersetzen?! [...] Warum komm ich immer wieder in so'n Erklärungs- (Pause) modus bzw. Zwang [...] so'n Gefühl von Hilflosigkeit, Ohnmacht, genervt-Sein, angestrengt-Sein, erschöpft-Sein (Pause) so unfreiwillig zur Verfügung zu stehen, [...] sich angegriffen fühlen, dass jemand sich vor dich stellen kann und dich so anspricht wegen etwas, was du halt einfach nicht (Pause) schützen kannst« (Yu-jin, Jun. 2021).

5 Eine Umgangsform, die auch dominanzgesellschaftlich ausgeübt wird, indem z.B. rechtsextreme Gewalt an den ›rechten Rand‹ der Gesellschaft imaginiert wird und damit Rassismus als Norm in der ›Mitte‹ der Gesellschaft unhinterfragt bestehen bleiben kann (El-Tayeb 2016, 10; Lentin 2020, 43).

So nahm Yu-jin das Erlebnis zwar als Angriff wahr, was jedoch in ihrer weiteren Aushandlung durch Relativierung und Abwertung des Nachbarn frühzeitig gekappt wurde und damit langfristig nicht auflösend verhandelt werden konnte, was schließlich für sie in einer Gefühlslage endete, die sie mit Traurigkeit, Ohnmacht und Erschöpfung zusammenfasste. Ji-soo erklärte sich auf ähnlich herabsetzende Weise das Verhalten ihrer Nachbar*innen auf einem Dorf, in das sie kürzlich mit ihrer Familie gezogen war. Ihr Ziel war es hier die ständigen Blicke und Fragen als »pure Neugier« zu verstehen, um damit umgehen zu können⁶. Sie meinte:

»Ich weiß halt genau-, (atmet genervt und kontrolliert ein), es ist ein Katalog, der abgefragt wird (Pause) der aber nicht nachhaltig ist [...] ich beantworte die Fragen aber einfach, ohne dass ich mich da emotional mit reinziehe, weil (Pause) es klingt total doof (Pause) ich will das gar nicht so behaupten, aber ich hab halt das Gefühl, hier sind viele Menschen, die so'n bisschen einfältiger sind [...] und das wirklich reine, reeeine, aufrichtige, pure Neugier ist, die da spricht, ohne auch nur irgendeine Interpretation dahinter [...] einfach wie so'n kleines Kind geradeaus [...] so versuche ich das jetzt immer mehr zu sehen« (Ji-soo, Mai 2021).

Auch wenn Ji-soo das tägliche *Otherring* belastete und durch ihre Beschäftigung mit Rassismuskritik als ausschließend einordnete, entschied sie sich bewusst dazu, ihre Wut zu unterdrücken und entsprechend aus ihrem *Emotionsrepertoire* zu schöpfen, da sie diesen Situationen durch den Umzug und neuen Lebensmittelpunkt nicht aus dem Weg gehen konnte, was zeitgleich aber auch kräftezehrend auf sie wirkte.

Etwas anders gestaltete sich das Verhalten der Frauen bei offensichtlichen Rassismus-Sexismuserfahrungen, die Yu-jin hier bereits angesprochen hatte. Die betroffenen Gesprächspartnerinnen sahen sich z.T. berechtigter darin, ihre Wut spüren zu dürfen. Auch Vanessas folgendes Erlebnis war zuerst von heftiger Wut und von Ekel geprägt:

»Da krieg ich 'ne Krise! [...] Das find ich eklig! Das nervt mich tierisch! (Pause) Es gab mal den Moment, wo ich mit meinem Vater (Pause) auf'm Markt hier war, da haben wir was gekauft (Pause) und dann sagte die Frau (Pause) entweder zu meinem Vater ›Ihre Frau‹ oder zu mir ›Ihr Mann‹ und dann dachte ich so- Das! Ist! Mein! Vater!!! (atmet heftig und zornig aus) Der hat weiße Haare! Der ist einfach drei Mal älter als ich! (lacht ungläubig auf) [...] Der Impuls ist so fuchsteufelswild zu werden, um mich zu schlagen-, aber gar nicht so, dass es so doll ist [...] nur 'en ganz kleiner Ansatz von diesem Gefühl

6 Ji-soo kontextualisierte diese Entscheidung auch mit ihren Erfahrungen, die sie als multi-rassifizierte Person in Relation zu *weißen* Deutschen machte. Ji-soo erzählte, dass sie im Verhalten von *weißen* Deutschen gegenüber mono-rassifizierten, multi-rassifizierten und adoptierten Menschen aus Korea unterschiedliche Nuancen feststellte. Diese würden darin bestehen, dass gegenüber multi-rassifizierten Frauen eine teils größere Erwartungshaltung geäußert wurde, Fragen bereitwillig beantworten und ausführliche Erklärungen leisten zu sollen, da sie »selbstverständlich« über die Expertise über alle ihre zugeschriebenen Zugehörigkeiten verfügen müssten, aber auch aufgrund der *weiß* deutschen Sozialisierung besonders geeignet wären, diese Expertise *weißen* Deutschen zu vermitteln. Diese Wahrnehmung weckt Erinnerungen an das 19. Jh., als sogenannte »eurasische« Nachfahren als brauchbare Vermittler in den Kolonialsystemen betrachtet wurden (Osterhammel 2020, 166f.).

(Pause) ich hab der Frau einfach nur gesagt ›Das ist mein Vater!‹ und auch bisschen mit Unverständnis und Wut (Pause) aber (Pause) mehr hab ich dazu nicht gesagt-, hab das Gefühl, da kann man auch keine richtige Grundsatzdiskussion draus machen, weil ich weiß ja gar nicht, wie sie's gemeint hat oder ob sie gar nicht richtig hingeguckt hat, wie alt oder jung wir sind (Pause) vielleicht interpretier ich auch nur rein, dass das was mit meinem asiatischen Aussehen zu tun hat [...] aber ist auch so unangenehm für die Vater-Tochter-Beziehung [...] und was so verletzt, ist [...] man hat das Gefühl, man wird angeguckt und aufgrund (Pause) von äußeren, oberflächlichen Dingen bewertet und nicht wirklich gesehen als der, der man ist« (Vanessa, Apr. 2021).

Vanessas Zeugnis begann mit intensiver Wut. So beschrieb sie ihr Körpergefühl auch im Moment unseres Gesprächs als »furios«, »aufgeregt«, als würden »alle Körperteile so brodeln« und »in die Luft« gehen. Trotz dieser klaren Wut und ihrem Impuls »fuchsteufelswild« werden und um sich »schlagen« zu wollen, reduzierte und relativierte sie ab der zweiten Hälfte ihrer Aussage plötzlich diese Impulse. Die Verunsicherung, ob sie die Situation falsch interpretiert haben könnte, ließ ihre Wut in Traurig- und Hoffnungslosigkeit enden, einmal für ihre Vater-Tochter-Beziehung und darüber nicht als Individuum wahrgenommen zu werden. Die Sexotisierung meiner Gesprächspartnerinnen wurde demnach in unzähligen Alltagssituationen ausgelebt. Auch die Sensationslust am rassifiziert-sexualisierten ›Tabubruch‹ der Entstehung ihrer Körper wurde v.a. durch Männer im Erwachsenenalter weiter ausagiert. Die Zeugnisse glichen sich z.B. darin, dass einzelne seziierte Körperteile der Frauen als unvereinbar mit einer ostasiatischen Rassifizierung imaginiert wurden, die in der dominanzgesellschaftlichen Imagination als ›zierlich‹ re-produziert werden (Fernando/Müller 2022). Kyla verband im folgenden Zeugnis ihre enorme Wut über MRP mit einer Rassismus-Sexismuserfahrung auf einer Party in einem Club:

»Dieses-, ich bin halb dies und halb das-, was mich- (sehr wütender Ton) das regt mich sooo auf, wenn Leute das sagen, weil (Pause) man hat sich sein ganzes Leben lang gefühlt wie 'ne mathematische Rechnung! 50 % von dir sind das und 50 % das-, das ist so unmenschlich!!! (Pause) Aber ja-, Menschen, die verschiedene Herkünfte haben, die werden kategorisiert mit-, ja, was für ein Bluuut hast du denn?! Ey! Das ist so 'ne Scheiß-Frage! [...] Das finde ich so krass! Die Leute, die müüüssen wissen- [...] ich hatte mal in 'nem Club [...] da bin ich so rumgelaufen und so'n Typ greeeift mich am Arm und sagt ›Ich muss wissen, wo du herkommst!!!‹ [...] Das ist krrrasse Belästigung!!! Erstens hast du überhaupt kein Recht-, aber-, da hab ich immer das Gefühl-, ich bin halt so'n komisches Alien, was im Raum ist, und ich muss mich erklären und die Menschen haben-, v.a. Weiße haben das Recht zu wissen, warum du so aussiehst [...] dann wird man automatisch zur Person, die das erklärt, damit die Leute (Pause) dich kategorisieren können und daaann können sie relaxen, dann sind sie ›Okay! Du bist okay! Jetzt hab ich's verstanden, dass du diese mathematische Existenz hast und deswegen akzeptier ich dich und (Pause) kann mich entspannen« (Kyla, Jun. 2020).

Kylas klarer Ausdruck ihrer Wut wirkte fast befreiend auf uns beide in diesem Moment im Forschungsraum. Jedoch nur fast, da es auch hieraus keinen Ausweg zu geben schien, da weder Maßnahmen existierten, um der sexualisierten Multi-Rassifizierung entgegenzuwirken, noch etablierte Emotionen und Begriffe, die dominanzgesellschaft-

lich wahrgenommen werden. Jedoch wirkte ihre letzte Aussage über ihre Einordnung der Gefühle seitens der multi-rassifizierenden Personen entlarvend. Sie führte dazu aus, dass es immer »um die Frage der Existenz« in diesen Begegnungen gehe: »Warum siehst du so aus! Das wollen die Leute wissen! Bis das geklärt ist, ist eine totale Angespanntheit [...] ich kann nicht wirklich frei sein, ich muss mich bei jeder neuen Begegnung drauf einstellen [...] meine Existenz rechtfertigen zu müssen«. Kyla benannte hier, wie sie die »totale Angespanntheit« ihres Gegenübers deutlich vernahm, jedoch befand sie sich in keiner Position dagegen anzugehen. Während sie somit in keiner ersten Begegnung »wirklich frei sein« kann, ist es v.a. mono-rassifizierten Menschen hingegen erlaubt ihre Sensationslust ungehemmt auszuleben und die Entstehung multi-rassifizierter Körper abzufragen. Kylas Wut darüber, wie ein Objekt behandelt zu werden, erhielt in diesem Raum keinen Platz, da sie sich bewusst darüber war, dass ihre Wut nicht wahrgenommen oder aber als unangemessen abgewehrt werden würde. Während sich ihr Gegenüber nach der multi-rassifizierten Kontrolle also »entspannen« konnte⁷, verblieben für Kyla nur nicht-kathartische *multi-rassifizierte Affekte*, die sich über den Lebensverlauf ansammelten und verdichteten.

Da Kyla die Konsequenzen aus diesen Erfahrungen für sich ansprach, leite ich an dieser Stelle zu den weiteren Konsequenzen für meine Gesprächspartnerinnen über. Besonders präzise beschrieben wurden sie von Karina. Sie erzählte mir wie sie neulich auf dem Weg zum Einkaufen vor dem Supermarkt Promoter*innen einer gemeinnützigen Organisation begegnete:

»Der eine Typ, vielleicht so 18, hat mich angesprochen: ›Kann ich dir kurz von unserer Sache hier erzählen?‹ Und ich so: ›Ja, okay‹. Und dann hat er sofort gefragt: (Pause) ›Darf ich fragen, woher du kommst?‹ Und dann war ich schon: ›Aus Hannover‹ und dann, wirklich, ich sag's dir, sechs Mal oder so hat der gefragt, so krass! [...] Woher kommst du eigentlich? – Ja, aus Hannover. – Ah, okay, aber wo bist du geboren? – In Hannover (lacht) und es ging so lange, er hat schon fast-, aggressiv nachgefragt: ›Ja! Aber deine Eltern! Und deine Wurzeln!‹ [...] Von so 'ner jungen Person-, ich dachte eigentlich, dass alle schon Bescheid wissen, dass man das eben nicht mehr so-, so macht (lacht) [...] ›Aber du hast doch asiatische Hintergründe, darf ich? Ich rate mal!‹ So!! (lacht) Ich so, oh nein, das wird immer schlimmer (lacht)« (Karina, Mai 2021).

Schließlich ging Karina darauf ein und gab an, dass eins ihrer Elternteile aus Korea sei:

»Dann wollte er halt Nord oder Süd fragen-, also, er hat alle Boxen- (lacht) [...] ich hab aber nichts gesagt [...] dann bin ich einkaufen gegangen und ich war so richtig (Pause) krass!!! [...] Und dann-, ich hab mich überwunden, bin tatsächlich zurück und hab ihm gesagt: ›Hey, ich wollte dir einfach mal nur Feedback gehen, das nächste Mal, wenn

7 Hier lässt sich die Frage stellen, ob diese »plötzliche« Angespanntheit auf die ambivalente Machtverteilung und damit unklare *Gefühlsordnung* in der jeweiligen Situation zurückzuführen sein könnte. Die als ambivalent hergestellten Körper stellen für kurze Zeit das Machtverhältnis in einer Interaktion infrage. Um es wieder eindeutig herzustellen, müssen die MRP gleich in der ersten Begegnung ausgeführt werden.

jemand nicht von sich aus erzählt, woher er kommt, sei vorsichtig, das ist mega ausschließend« und hab ihm alles erklärt, und hatte nicht das Gefühl, dass der-, also, er hat schon gesagt: »Oh, ja, okay, ich achte nächstes Mal drauf«, aber der war so'n bisschen abweisend und ich hatte nicht das Gefühl, dass er dachte, oh Mist, es tut mir voll leid! So hat er nicht reagiert [...] Danach war ich schon stolz auf mich, weil-, so oft hab ich nichts gesagt [...] Ich hab auch richtig geschwitzt und-, kennst du dieses aus Wut weinen?? Ich war dann so stolz, dass ich nicht geweint hab, weil ich dachte so-, nein, das würde alles wieder so nichtig machen!«.

Karina sagte weiter, wie sie ihren engen Freund*innen von diesem Erlebnis berichtet hatte und diese sie in ihrer Empörung und ihrem Stolz auf sich selbst bestärkt hatten. In der Situation selbst geriet sie aber von einer intensiven Gefühlslage in die nächste:

»Als er dann nicht aufgehört hat zu fragen, dachte ich kurz, muss ich meine Maske runternehmen, damit er sieht, was ich für'n Gesichtsausdruck gerade habe?! [...] Sieht der grad nicht, dass mich das total verletzt?! [...] Ich hab mich voll in die Ecke gedrängt gefühlt, weil meine Antworten nicht gut genug waren für ihn, er konnte mich nicht in seine Schublade stecken [...] ich war auch einfach nur geschockt (Pause) dann aber auch so 'ne Resignation [...] hab ja gesagt Hannover, Hannover, Hannover, hat auch alles gestimmt (Pause) was auch total der krasse Gedanke ist, dass ich das Gefühl haben muss, es muss korrekt sein [...] so anstrengend [...] und dann war ich aber auch so enttäuscht, dass ich nicht-, warum sag ich jetzt nicht direkt was?! [...] Dann beim Einkaufen hab ich gemerkt, dass es so an mir gezerrt hat (Pause) ich wusste, dass der da noch steht, das hat man ja auch oft nicht, dass man die Möglichkeit hat zurückzugehen nach dieser Gedankenpause, die man dann einlegt, weil's ja am Anfang so aufwühlend ist, [...] dann wusste ich, wenn ich das jetzt nicht mache, dann werde ich mich sooo ärgern! [...] Aber klar-, man muss sooo die Emotionen unter Kontrolle haben, dass man's überhaupt sagen kann, ohne dass man anschreit! Man muss so viele Gedankengänge in dem Moment schon- [...] verarbeitet haben, damit man die richtige Art und Weise findet das zu kommunizieren, was voll gemein ist, weil ich bin hier die, die in so 'ne Kack-Position gestellt wird und jetzt muss ich mir noch überlegen, wie ich das dem rüberbringe, das sind sehr viele-, Ebenen, die man gleichzeitig bewältigen muss [...] Es war auf jeden Fall 'en Rollercoaster von Gefühlen! (lacht kurz) [...] Und dann habe ich gedacht, wie geht es anderen Leuten, die noch viel krassere Erlebnisse haben?? [...] Was mir so leidtat (Pause) weil ich nicht so gaaanz asiatisch aussehe, weißt du? Dieses Gefühl von-, ich kann was sagen und deswegen muss ich was sagen, ich spreche perfekt Deutsch [...] hab das auf jeden Fall als Pflicht gesehen. [...] Muss immer wieder dran denken, das ist noch 'ne milde Version von dem, was eigentlich draußen passiert«.

Karina erhoffte sich schließlich von dieser Erfahrung sich beim nächsten Mal an »*dieses bestärkende Gefühl*« zu erinnern und auch an »*dieses Stolz-Sein danach*«, damit sie »*dann vielleicht noch schneller*« reagieren könnte, so wie sie es hier nach dem Einkauf getan hatte. Doch obwohl Karinas Erlebnis eine typische Erfahrung aller Gesprächspartnerinnen darstellte, worauf die meisten Frauen ihre »*Erklärungen*« einfach nur »*runterratterten*«, wie

z.B. Darya sagte⁸, war es mit einer Vielzahl an erschöpfenden Affekten verbunden, immer wieder als *Andere* und nicht-zugehörig re-produziert zu werden. So kamen in Karinas Erlebnis unterschiedliche Faktoren zusammen, die das Ringen mit ihren Wahrnehmungen geprägt hatten. Karina traf es unerwartet von einer »jungen Person« auf so penetrante Weise ausgefragt zu werden. Wie auch andere Gesprächspartnerinnen, verortete Karina dieses Verhalten eher bei älteren Menschen, wodurch sich die Erfahrung selbst schneller als »harmlos« verdrängen ließ. Erst beim Einkauf erhielt sie die nötige »Gedankenpause«, um zu realisieren, wie »aufwühlend« diese Erfahrung eigentlich war und wie »verletzt«, »in die Ecke gedrängt« und »geschockt« sie sich fühlte. Während ihre Wiedergabe des Erlebnisses am Anfang noch von Humor geprägt war, änderten sich ihr Ton und Gesichtsausdruck zunehmend zu Fassungs- und Hoffnungslosigkeit. Besonders offenbarend war Karinas Aussage: »Muss ich meine Maske runternehmen, damit er sieht, was ich für'n Gesichtsausdruck gerade habe?!«. Die Nicht-Wahrnehmung bzw. fehlende Reaktion ihres Gegenübers auf Karinas sichtliche Verletztheit verwies unmissverständlich auf das ungleiche Machtverhältnis, wer wen in MRP wie affizieren kann. Karinas Ausführungen endeten damit, dass sie aufgrund ihrer Multi-Rassifizierung noch eine »milde Version« an Alltagsrassismus erführe. Trotz ihres Gefühls von Stolz den Mut gefunden zu haben, nochmals auf den Promoter zuzugehen – was auch von ihren Freund*innen bestätigt wurde – und des Bewusstseins über den Kraftakt ihre Gefühle »unter Kontrolle« zu halten, wurden diese Realisierungen durch MRP am Ende ein Stück weit entkräftigt. Weitaus offensichtlichere und gewaltvollere rassistische Handlungen in Deutschland sind eine Tatsache, die allerdings nicht losgelöst von subtileren Erfahrungen betrachtet werden kann, da offensichtliche und subtile rassistische Praktiken innerhalb von *racializing assemblages* zusammenwirken bzw. sich gegenseitig benötigen. Doch für (und auch von) Karina wurden ihre Erlebnisse dadurch als »milde« gewertet, wodurch sie sich in ihrer negativen Affektivität zu hinterfragen begann, die die Erlebnisse als verletzend und weit weg von »milde« einordneten.

Eine für viele Frauen wiederkehrende Situation, die auch Selbstzweifel entfachte, bestand daraus in der Öffentlichkeit auf Englisch angesprochen zu werden, was wieder auf das Zusammenspiel von Sprache und Rasse verweist, aber auch wie viel schwerer die visuelle Rassifizierung wiegt als weitere Sinneswahrnehmungen wie über das Gehör. Denn in fast allen Fällen wählten die Frauen die Strategie bei englischer Ansprache demonstrativ auf Deutsch zu antworten, was meist vom Gegenüber aber nicht wahrgenommen wurde. Doch wie Melinas Erlebnis verdeutlicht, war es schwer bei der initialen Wut darüber zu bleiben. Melina erzählte vom Besuch eines Flohmarkts. Dort redete die deutschsprachige Verkäuferin konsequent mit ihr auf Englisch, obwohl Melina auf Deutsch sprach. Die Uneindeutigkeit dieser Situation beschäftigte sie lange:

8 Darya sagte: »Das Gefühl, dass ich mich entschuldigen muss dafür, wie ich aussehe-, das kommt halt-, so von dieser typischen Frage, Ja, wo kommst du her? – Ja, ich bin in Deutschland geboren. – Ja, wo kommen denn dann deine Eltern her? – Ja, mein Vater ist aus Korea, meine Mutter ist Deutsche. – Ja, kannst du dann Koreanisch? – Nein, ich kann kein Koreanisch. Ich war auch selten in Korea. Ich bin in Deutschland aufgewachsen. Ich bin deutsch-, also, weißte, es gibt so diese Standardsprüche, die man immer drauf hat« (Darya, Apr. 2021).

»Im Nachhinein hat mich beschäftigt, warum mich das so krass irritiert hat, weil das eigentlich nur 'ne Kleinigkeit ist [...] ich hätte eigentlich nicht anders reagieren können, weil es sonst einfach-, das hätte den Rahmen gesprengt [...] es war ja in dem Sinne auch keine Mikro-Aggression, weil es war nicht aggressiv, aber so dieses Unterschwellige, ne?« (Melina, Apr. 2021).

Diese Art affektive Zwickmühle entstand daraus, dass Melina »*dieses Unterschwellige*« zwar negativ affizierte, aber ihr auch bewusst war, dass sie nichts dagegen unternehmen konnte:

»Die Sachen, die nicht eindeutig sind, dass die-, viel schlimmer sind [...] als wenn Leute einem was hinterherrufen oder offensichtlich rassistisch sind. [...] Gerade diese Situationen, die nicht diese Eindeutigkeit haben, die dann (Pause) dieses-, bilde ich mir das ein? Mach ich aus 'ner Mücke 'nen Elefanten? Unterstelle ich jemandem vielleicht was Böses? [...] War es nur nett gemeint? [...] Und andererseits, ohrrr, dieses Otherring schon wieder, nur aufgrund des Aussehens, du kannst ja nicht Deutsch-Muttersprachler sein [...] und wenn man's ansprechen würde (Pause) würde man sofort abgestempelt, was ist'n mit der?? Warum ist die so empfindlich?! Das hab ich doch überhaupt nicht so gemeint, [...] genau eben diese Schwammigkeit und Uneindeutigkeit« (Melina, Apr. 2021).

Die eigene Wahrnehmung wurde – wie in Melinas Fall – immer wieder davon infrage gestellt, dass die rassifizierenden Personen schließlich keine ›bösen‹ Absichten pflegten. Der Glaube daran, dass Rassismus nur mit dieser Absicht als Rassismus bezeichnet werden kann, war in vielen Zeugnissen vorzufinden. Ariane meinte, dass es nur wenige Leute gebe, »*die dich wirklich beleidigen wollen*« und dass sie es normal fände, wenn sie »*Leute auf der Straße länger angucken*«. Die Internalisierung »tatsächlich« anders auszusehen und deshalb nachvollziehen zu können, warum ihre Umwelt so auf sie reagierte, teilten viele Frauen miteinander⁹. Ariane erzählte weiter, dass sie bis Anfang zwanzig immer bei ihrer Verletztheit geblieben war, aber sie dies sehr angestrengt hatte, da es dafür kein Gehör gab und ihr immer wieder mitgeteilt wurde, dass ihre Reaktion unberechtigt sei. Ariane sah ihren Wandel darin begründet, dass sie »*mit dem Alter und der Reife*« die ›Herkunfts-Frage‹ als berechtigte Frage einordnete und so ihre zuvor noch als »*unangenehm*« eingestuften Erfahrungen als legitime Bestandteile ihres Alltags zu betrachten begann. Auch wenn Ariane mit dieser Strategie einen für sie geeigneten Umgang fand, gingen

9 Andrea sagte dazu: »*Ich fand das nie schlimm, wenn mich jemand gefragt hat-, ich wusste ja, ich seh anders aus, ich wusste ja, dass sich die Leute Gedanken machen oder dass sie versuchen rauszufinden [...] ich muss mich ja nicht verstecken-, nicht schämen dafür. [...] Bin selber auch neugierig oder mich interessiert das einfach, weil ich das gerne-, nicht zuordnen, aber weil ich-, ja, weil das für mich das Bild abrundet. [...] Glaube, das hat was mit (Pause) Selbstbewusstsein zu tun, man muss sich ja nicht verstecken, es ist ja ein Teil von dir, warum sollst du so tun als ob's ihn nicht gäbe und als ob du deutsch wärst so wie Deutsch-Deutsche deutsch sind?? Bist du eben nicht, ne? Und kannst du auch nicht sein*« (Andrea, Jun. 2021). Da die Herausstellung der nicht ›richtigen‹ Körper multi-rassifizierter Menschen als naturgegeben erschien, mussten die negativen Affizierungen seitens der Frauen als illegitim gelten, wie auch in Andreas Zeugnis deutlich wurde. So klang bei vielen Frauen an, dass der Umgang mit Rassismus »*Typ-Sache*« sei oder mit »*Selbstbewusstsein*« zusammenhing. Die Verharrung auf der individuellen Ebene verortete damit die Verantwortung mit Rassismus umzugehen wieder bei den Betroffenen.

auch hiermit affektive Anstrengungen einher, ihre initialen Gefühle immer wieder zu unterdrücken oder zu verharmlosen.

Zuletzt stelle ich das Ergebnis vor, dass MRP zwar in allen Lebensbereichen und -phasen stattfanden, jedoch nicht in allen Kontexten negative Gefühle auslösten. Mira erzählte mir von ihren Erlebnissen, angesprochen zu werden, ob sie Hazara oder Mongolin wäre, von Menschen, die diese Bezüge selbst aufwiesen und Mira als zugehörig empfanden oder ein Lächeln von Eltern multi-rassifizierter Kinder auf der Straße zu erhalten. Mira stellte fest, welches andere Gefühl sich bei ihr einstellte, je nachdem wer die MRP ausübte:

»Wenn's die Deutschen machen, dann find ich's halt nervig, aber wenn's andere machen, die nicht-weiß, nicht-deutsch sind, dann find ich's wieder schön oder lustig, [...] öffnet das Herz anstelle es zu verschließen. [...] Hatte auch schon, dass Eltern mich teilweise angelächelt haben und ich als Zeichen gesehen habe, Ah! Mensch, du bist auch eine (lacht) und das fand ich dann total schön und verbindend [...] so'n sich-gegenseitig-erkennen« (Mira, Mai 2021).

Miras Gefühle hinsichtlich MRP, die sich je nach Relation anders ausprägten, verwiesen darauf, dass »nicht jede Bezugnahme auf Rasse [...] a priori als rassistisch einzustufen« ist, auch wenn dabei »die soziale Konstruktion Rasse aktiviert wird« (Barskanmaz 2019, 22). Miras Verbundenheitsgefühl ist zwar rassifizierten Charakters, aber in einer rassistischen Weltordnung von ihr als positiv und ›herzöffnend‹ befunden worden. Bei Kyla wiederum wandelte sich ihre Affizierung bzgl. MRP stark über den Lebensverlauf. Während sie sich als Jugendliche gewünscht hatte, nicht ostasiatisch gelesen zu werden, verspürte sie heute Angst, dass diese Rassifizierung verschwinden würde. Sie erzählte aus ihrem aktuellen Alltag: *»Letztens wurde ich hier im Treppenhaus gefragt, ob ich aus Thailand käme, von einem Mann, der selbst nicht weiß war. Das macht nochmal vieles anders. Irgendwie hatte ich ein Gefühl von Erleichterung-, ich bin noch asiatisch!«*. Kyla dachte lange über die widersprüchlich erscheinende Erleichterung nach, die bei der Rassifizierung ihres Körpers eingetreten war:

»Was mich so traurig macht [...] dass ich so 'ne komische (Pause) Verbindung zu meinem Koreanisch-Sein habe, z.B. wenn ich so Rassismuserfahrungen mache-, auch dieser Junge neulich, der Ni hao, C-C-C zu mir gesagt hat (Pause) dass mich das so freut, weil ich mir denke, Ah! Leute sehen, dass ich asiatisch bin! Das ist so krass traurig (lacht) richtig, wirklich, sehr, sehr traurig! Aber ja, so is'es halt, meine Verbindung zu meiner koreanischen Identität [...] da ist 'ne große, sehr tiefe Trauer, dass ich natürlich nicht koreanisch genug bin-, oder-, ich hab sehr die Arbeit geleistet, um mich davon zu entfernen, dieses-, ich bin nur halb, ich bin nicht richtig, dieses Denken [...] seit den letzten Jahren-, seitdem ich [...] mein Koreanisch-Sein, mein Asiatisch-Sein mehr als positiv empfunden habe und aufgehört habe so zu versuchen weiß zu sein-, dass ich immer versuche diese Verbindung [zum Koreanisch-Sein] herzustellen [...] ich hätte gerne, dass es ein größerer Teil von meinem Leben ist und dann sowas zu hören, wo ich quasi als asiatische Person erkannt werde, halt in 'nem negativen Sinne-, also, es war jetzt harmlos, aber trotzdem [...] vielleicht hab ich dann das Gefühl, okay, ich bin asiatisch und Leute sehen das als ›ich bin legitim«« (Kyla, Jun. 2020).

Obwohl Kyla privat wie im Studium »*sehr die Arbeit geleistet*« hatte, das dominierende Rasse-Verständnis für sich zu dekonstruieren und sich davon zu lösen »*nur halb*« oder »*nicht richtig*« zu sein, stellte sich dennoch ein Gefühl der Erleichterung und sogar der Freude ein, wenn sie »*als asiatische Person erkannt*« wurde. Die Verbindung eines »richtig« rassifizierten Aussehens – die von »rassentheoretischen« Konstruktionen aus dem 19. Jh. informiert sind – mit dem Gefühl dann eine rassifizierte Zugehörigkeit legitim beanspruchen zu können, wurde von sehr vielen Frauen wiedergegeben. Wenngleich Kylas Reflexion über ihre so entfachte Freude Traurigkeit und Kopfschütteln über diesen für sie absurd wirkenden Widerspruch auslösten, saß ihr der Wunsch auf affektiver Ebene, von ihrer Umwelt als »legitim, richtig und ganz« anerkannt zu werden, so tief, dass sie das Gefühl der Freude nicht bannen konnte.

7.4 Zusammenfassung

Sich als multi-rassifizierte Erwachsene durch Arbeitskontexte, Freund*innenschaften oder in der Öffentlichkeit zu bewegen, zog eine Vielzahl an affektiven Konsequenzen nach sich. Dafür fanden die Frauen einerseits Zugänge über ihr Studium, ihre Arbeit oder durch Freund*innen, um einen für sie geeigneten Umgang und Sinn für ihren Alltag zu finden. Andererseits wurde das *affektive Gaslighting* und der daraus resultierende affektive Orientierungsverlust gerade intensiviert durch nahestehende Freund*innen als auch durch die dominierende Wertung von Alltagsrassismus als nicht-rassistisch. Deutlich wurde dies am wiederkehrenden Muster nahezu aller Frauen, die ihre Erlebnisse immer wieder mit Selbstzweifeln einleiteten, ob sie »zu« empfindlich seien. So wurden die Frauen durchaus negativ von den *Othring*- und Rassismuserfahrungen affiziert, was allerdings durch *affektives Gaslighting* an entscheidender Stelle regelmäßig gekappt wurde. Darüber hinaus wurde die Relativierung der Erfahrungen mit dem Alter vermehrt selbst von den Frauen ausgeführt – z.B. mittels der Verweise auf ihr höheres Alter, den Wohnort, die eigene »*innere Haltung*« oder den geringeren Bildungsstand der rassifizierenden Personen – genauso wie die Re-Produktion von Rasse auf sich selbst und andere bezogen. Dies wird verständlich, da das jahrelange und unaufhörliche Gaslighting die Frauen nicht nur dazu bewegte, dominante Rassismusdefinitionen und *Gefühlsordnungen* zu übernehmen und zu festigen, sondern dies auch z.T. Zugänge zu sozialer Anerkennung, Jobs und weiteren Ressourcen bedeuten konnte (vgl. Ioanide 2015, 8). Jedoch wurde ersichtlich, dass die eigenen Relativierungen der Erfahrungen immer wieder an Grenzen stoß, was das Ringen mit *multi-rassifizierten Affekten* verstärkte. Schließlich ging das Ringen im Alltag mit vielen Belastungen einher. Stets auf die Gefühle von v.a. *weißen* Menschen zu achten und dabei die eigenen zu regulieren bzw. zu unterdrücken, bedeuteten anhaltende affektive Anstrengungen, die sich um Fragen drehten wie: Wer muss in Deutschland mit dem eigenen emotionalen Ausdruck vorsichtig umgehen? Wer darf wo und wann Wut zeigen? Welche Konsequenzen drohen, wenn die *weißen Gefühlsordnungen* nicht befolgt werden, wie z.B. in Freund*innenschaften?

Außerdem war auffällig, dass die selbstverständliche Ausführung von MRP seit Kindertagen keine Veränderung erfahren hatte. Hauptsächlich mono-rassifizierte Menschen sahen sich auch im Kollegium, als Freund*innen oder als fremde Personen in

der Öffentlichkeit dazu berechtigt, die Körper der Frauen zu kategorisieren. Die hier erlebten MRP involvierten auch die Herstellungen der Frauen nicht ›genügend‹ *anders* zu sein, um ›echte‹ Diskriminierung erfahren zu haben. Diese Alltagserfahrungen zeigten ein weiteres Mal, dass Rassismus nicht nur ein »spectacularly horrible event« bedeutet (Haritaworn 2012, 39), sondern mit diesen innerhalb von *racializing assemblages* verstrickt sind und sich gegenseitig benötigen. Ersichtlich wurde aber auch, dass über den Lebensverlauf bestimmte Rassimuserfahrungen nicht mehr so einfach von *affektivem Gaslighting* vereinnahmt werden konnten, wie in Bezug auf Polizei oder teils bei Rassismus-Sexismuserfahrungen. Diese Tatsache wurde allerdings wieder infrage gestellt, sobald es um die persönlichsten Lebensbereiche der Frauen ging, nämlich in der Partner*innenschaft oder im Kontext der eigenen Familiengründung, wie nun behandelt wird.